



D. 7.

D. 649.











Ein Maskowiter?

Briefe
eines reisenden Russen
von
Karamsin.

aus dem russischen
von
Johann Richter.

mit Kupfern

Erstes Bändchen

Leipzig. 1799.

bey Johann Friedrich Hartknoch.





B r i e f e
eines
reisenden Russen.

von Karamsin.

Aus dem Russischen
von
Johann Richter.

1558

Erstes Bändchen.

Leipzig 1800
bey Johann Friedrich Hartknoch.



Wer mit sich selbst in Lieb' und Frieden lebet,
Der findet Freund' und Liebe überall.



2 148



Vorbericht des Uebersetzers.

Die Briefe eines russischen Reisenden erhielten gleich bey ihrer ersten Erscheinung im moskowischen Journal einen ausgezeichneten Beyfall, und sie waren es vorzüglich, die den Ruf des Verfassers, als Schriftsteller, gründeten.

Sie zeichnen sich besonders durch seltene Empfindung und eine gewisse

Naivetät der Darstellung aus, die immer Kennzeichen einer schönen Seele sind.

In der That enthalten sie wohl manches, was für das deutsche Publikum an und für sich nicht so interessant seyn kann, als für das russische; doch bin ich überzeugt, daß auch meine Landsleute die Urtheile und Ansichten dieses jungen Anarschis gern lesen werden, der sein Vaterland bloß in der Absicht verließ, um sich bey andern aufgeklärtern Völkern zu unterrichten, und dann an der Beredlung und Bildung seiner Nation, als Schriftsteller zu arbeiten. Uebrigens können auch diese

Briefe als Belege dienen, wie der Zustand der russischen Litteratur am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beschaffen ist, wovon man in Deutschland entweder gar nichts, oder nur wenig, weiß. Und endlich wird diese Reisebeschreibung auch in der Hinsicht eine angenehme Lektüre gewähren, weil sie, außer den eigentlichen Reisebemerkungen, eine treue Geschichte der Empfindungen, Gedanken und Begebenheiten des Verfassers, während seines Aufenthalts im Auslande, enthalten, und gleichsam ein biographisches Fragment aus seinem Leben ist.

Da Herr Karamsin, der des Deutschen vollkommen mächtig ist, die Ueber-

setzung selbst durchgesehen hat, so ist an ihrer Richtigkeit wohl nicht zu zweifeln; ob sie übrigens etwas von den Tugenden des Originals hat — das mögen die Leser und die Kunstrichter entscheiden.

Geschrieben in Moskwa im November 1798.

Johann Richter.

Vorrede des Verfassers.

Ich wollte bey der neuen Ausgabe dieser Briefe vieles ändern — und habe doch nur sehr wenig geändert. Wie ich sie schrieb, wie sie den schmeichelhaften Beyfall des Publikums erhielten, so mögen sie auch bleiben. Die Eile, die Ungleichheit des Styls — die man ihnen vorwer-

fen könnte — sind Folgen der Verschiedenartigkeit der Gegenstände, welche auf die Seele des jungen unerfahrenen russischen Reisenden wirkten. Er erzählte seinen Freunden, was ihm begegnete, was er sah und hörte, was er empfand und dachte. Er schrieb nicht mit Muse, in der Stille des Kabinetts; sondern bald hier, bald da, wo es sich gerade traf — unterwegs — auf abgerissenen Stückchen Papier — mit Bleystift. Vieles darinne ist unwichtig — vieles nur Kleinigkeit — ich gestehe es. Aber wenn wir es Richardson und Fielding verzeihen, daß sie

uns z. B. erzählen, „daß Grandison täglich zweymahl Thee mit seiner lieben Miß Viron getrunken, und daß Tom Jones gerade sieben Stunden in diesem oder jenem Wirthshause geschlafen habe, warum sollte man dem Reisenden, der an seine Freunde schreibt, die Anführung mancher kleinen Umstände zum Verbrechen machen? Dem Manne im Reiserocke, mit dem Wanderstabe in der Hand verdenkt man es billigerweise nicht, wenn er nicht mit der Eleganz eines Hofmannes, oder mit der Pünktlichkeit eines Professors spricht.

Wer übrigens in einer Reisebeschrei-
bung nur statistische und geographische
Nachrichten sucht, dem rath' ich — an-
statt dieser Briefe — lieber Büschings
Geographie zu lesen.

I n n h a l t
des ersten Bändchens.

	Seite.
Erster Brief aus Lwer. Empfindungen bey der Reise, und der Trennung von Freunden.	I
Zweyter Brief aus Petersburg. Aufenthalt in Petersburg. Unterhaltungen mit einem Freunde. Vereiteter Wunsch zu Wasser nach Deutschland zu reisen.	5



- Dritter Brief aus Riga. Reise von Petersburg nach Narwa. Unangenehmer Vorfall in Narwa. Gastfreundschaft eines Einwohners von Narwa. Reise von Narwa bis Riga. Bemerkungen über die Esten und Letten. Jamburg. Dorpat. Lenz. Riga. 8
- Vierter Brief aus einem curländischen Krug. Reisegefährten. Die Grenze. Mitau. Gegenden in Curland. Preussische Fuhrleute. Der Krug. Erinnerungen. Unterredung mit einigen deutschen Reisenden. 21
- Fünfter Brief aus Volangen. Reise durch Curland. Die Französin. Pohlische Grenze. Die Ostsee. 32
- Sechster Brief aus Memel. Memel. Verschiedne Reiserouten nach Königsberg. Die Besucher. Herzenszustand des Verfassers. 36

- Siebenter Brief aus einem preussischen
Kruge. Ansichten in Preußen. Militär.
Die Schildwache. Der Lieutenant. Un-
terredung des Lieutenants mit der Wir-
thin und dem Verfasser. 39
- Achter Brief aus Königsberg. Kurze
Beschreibung dieser Stadt. Militair.
Kant. Unterredung mit diesem Philo-
sophen. Die Cathedralkirche. Der rus-
sische Consul. Der französische Zahnarzt.
Der russische Courier. Der Moskowitz-
terfaat. Lustörter. 54
- Neunter Brief aus Marienburg. Die
Postcalesche. Die Passagiere. Der Kas-
pitän. Heiligenbeil. Braunsberg.
Frauenburg. Copernicus. Elbing. Das
Kaffeehaus. Die Feindin. Die Wies-
bertäufer. Marienburg. 72
- Zehnter Brief aus Danzig. Ansicht dieser
Stadt vom Stolzenberge. Verfall des

	Seite.
Handels. Ursachen' davon. Das Rathshaus. Die Gräber der Russen auf dem Hagelsberge.	83
Elfter Brief. Die Passagiere. Der Franzos. Aussicht auf die See. Magister Rinck.	88
Zwölfter Brief aus Stolpe. Die Postklosterne. Der Postmeister. Lupow.	93
Dreizehnter Brief aus Stargard. Köstlin. Friedrich Wilhelm I. Köstlin. Der Gaßwirth. Die Kosaken. Das Raubschloß. Die Officiere. Der Postmeistersohn. Die Fragen bey'm Thore.	97
Vierzehnter Brief aus Berlin. Trennung vom Kapitän. Die nasse Frau. Träumereyen. Vereitelte Hoffnung. Herr Blum. Der Freund. Berlin. Der Wilhelmsplatz. Die lange Brücke. Die Bibliothek. Der Thiergarten. Der Garten des Prinzen Ferdinand.	106

	Seite.
Fünfzehnter Brief ebendaher. Nicolai. Unterhaltung mit ihm. Der Schwede. Die Garnisonkirche. Kleist.	126
Sechszehnter Brief ebendaher. Einzug der Großthathalterin. Das Theater. Menz- schenhaß und Reue.	140
Siebzehnter Brief ebendaher. Reise nach Potsdam. Die russische Kirche. Der Greis. Sausouci. Rückkehr nach Berlin. For- mey. Die Oper.	151
Achtzehnter Brief. Ramler. Don Carlos von Schiller.	163
Neunzehnter Brief. Moriz. Unterhaltung mit ihm. Der Better von Lissabon.	170
Zwanzigster Brief. Sittentlosigkeit in Berlin. Zimmermann. Freudenmädchen. Betriebs- samkeit und Frugalität der Berliner.	177
Ein und zwanzigster Brief. Deutsche Natio- nalstücke. Miethwagen. Gasthöfe.	180

Zwey und zwanzigster Brief auf der Reise nach Dresden. Abreise von Berlin. Der Postwagen. Die sächsischen Wege. Die Blondine.	183
Drey und zwanzigster Brief aus Dresden. Ansicht von Dresden. Dresden. Die Brüs- ke. Die Gemähtdegallerie.	192
Vier und zwanzigster Brief. Die Hofkapelle. Der große Garten.	214

Lwer den 13. May 1789.

So bin ich denn von euch getrennt, ihr Lieben! Mein Herz hängt an euch mit seinen zärtlichsten Gefühlen, und ich entferne mich immer weiter von euch!

O Herz! wer weiß es jemahls, was du willst? Wie viele Jahre ist das Reisen mein liebster Gedanke gewesen! Rief ich nicht begeistert aus: endlich reisest du einmahl? War es nicht alle Morgen mein erster, und bey'm Einschlummern mein letzter froher Gedanke: Du reisest? Wie lange Zeit hab' ich mich durchaus mit weiter nichts beschäftigen können, als mit der Reise? Hab' ich nicht Tage und Stunden gezählt? — Und nun, da end-

H



lich der so heiß ersehnte Tag erschien, wie ängstlich ward mir zu Muth, als es mir zum erstenmahle recht lebendig vor der Seele stand: Du mußt dich von den Menschen trennen, die dir auf der Welt die liebsten sind, du mußt von allem scheiden, was, so zu sagen, dein ganzes moralisches Daseyn bisher ausmachte! Worauf ich blickte — der Tisch, an welchem ich einige Jahre hindurch meine unreisen Gedanken und Empfindungen auf's Papier warf — das Fenster, in welchem ich oft in düstre Melancholie versunken saß, und wo mich nicht selten die aufgehende Sonne noch traf — das gothische Haus, der liebe Gegenstand meiner Blicke in den nächtlichen Stunden — mit einem Worte, alles, was mir in die Augen fiel, war eine theure Erinnerung an die verfloffenen Jahre meines Lebens, wo ich, in schöner Muse, nur denken und empfinden konnte. Von leblosen Dingen nahm ich



Abschied, wie von alten Freunden. Und gerade in dem Augenblick, als ich gerührt und erschüttert da stand, kamen meine Leute, weinend und bittend, daß ich sie doch nicht vergessen, und bey meiner Rückkehr in's Vaterland wieder annehmen möchte. Das Weinen streckt an, meine Freunde, und vorzüglich in solchen Fällen.

Aber ihr seyd mir theurer, als alles, und von euch sollt' ich scheiden. Mein Herz war so von Empfindungen überwältigt, daß ich zu sprechen vergaß. Doch was brauch' ich euch das zu sagen? — Die Minute, in welcher wir uns Lebewohl sagten, war so herbe, daß tausend süße Minuten in der Zukunft kaum hinreichen, sie zu bezahlen.

Der liebe Prrw. begleitete mich bis vor die Stadt. Dort umarmten wir uns, und zum erstenmahle sah' ich Thränen in seinen

Augen — Ich setzte mich in die Kibitke und blickte zurück auf Moskwa, wo ich so vieles Theure zurückließ. Mit nassen Augen rief ich: Lebe wohl! Die *) Glocke tönte, die Pferde zogen an — und euer Freund war nun allein und verwannt in der Welt; verwannt und einsam war seine Seele.

Alles Vergangne ist Traum und Schatten. Ach! wo seyd ihr Stunden, in welchen meinem Herzen so wohl wurde, in eurer Mitte, ihr Lieben? Wenn dem allerglücklichsten Menschen auf einmahl die Zukunft enthüllt würde, so müßte sein Herz vor Schrecken erstarren, und seine Zunge in demselben Augenblicke verstummen, in welchem er sich den glücklichsten der Sterblichen nennen wollte.

*) Die Postkutsche haben in Rußland gewöhnlich eine kleine Glocke. In Deutschland würde man sagen: der Schwager stieß in's Horn.

Auf dem ganzen Wege stieg nicht ein froher Gedanke in meiner Seele auf, und auf der letzten Station vor Twer ward mein Kummer so mächtig, daß ich froh war, in dem Gasthose des Dorfs, den Carriaturen des Königs von Frankreich und des römischen Kayfers gegenüber, mein Herz, wie Shakespear sagt, ausweinen zu können. Da erschien mir alles Vergangne in einem so traurigen Lichte— Doch es ist genug! Mein Kummer kehrt zurück — Lebt wohl! Gott schenke euch viel Freude! Lebt wohl bis Petersburg! — Erinnert euch an den Freund, aber ohne alle bittere Empfindung! — Lebt wohl!

Petersburg den 26. May 1789.

Nach einem Aufenthalte von fünf Tagen, meine Freunde, reis ich in einer Stunde von hier nach Niga ab.



In Petersburg bin ich nicht sehr lustig gewesen. Als ich zu meinem Freunde **** kam, fand ich ihn sehr bekümmert. Dieser verdienstvolle und liebenswürdige Mann schloß mir sein Herz auf; es ist zarter, als ich vermuthete, und er ist unglücklicher, als ich fürchtete. „Meine Umstände sind den Deinigen geradezu entgegengesetzt, sagte er mit einem Seufzer, dein Hauptwunsch ist erfüllt: Du reifest, um zu genießen und dich zu vergnügen; und ich gehe, um den Tod zu suchen, der allein meinen Kummer endigen kann.“ Ich wagte es nicht, ihn zu trösten, und zeigte ihm nun die herzlichste Theilnahme an seinem Kummer. „Glaube nicht, mein Freund, sagte ich zu ihm, daß du vor dir einen Menschen siehest, der mit seinem Schicksale durchaus zufrieden ist. In dem ich das eine Gut erlange, verliere ich ein andres, und meine Seele trauert.“ Wir klagten zusammen über das unglückliche Loos der



Menschheit, oder wir schwiegen. Des Abends giengen wir gewöhnlich in den Sommergarten, und waren immer mehr in Gedanken, als wir sprachen. Jeder dachte an das Seinige.

Gegen Mittag gieng ich an die Börse, um den Engländer, meinen Bekannten, aufzusuchen, von dem ich Wechsel empfangen sollte. Dort kam mir der Einfall, indem ich auf die Schiffe sah, zu Wasser nach Danzig, Stettin oder Lübeck zu reisen, um desto eher in Deutschland zu seyn. Der Engländer rieth mir das nehmlische, und suchte den Kapitain auf, der in einigen Tagen nach Stettin absegeln wollte. Die Sache, wie es schien, war gemacht; aber es war nicht so. Man sagte mir, daß mein Reisepaß auf der Admiralität unterschrieben werden müste. Ich meldete mich dort; aber man wollte ihn nicht unterschreiben, und zwar deswegen, weil er von der moskowischen, und nicht von der petersburgischen, Gouvernements-



regierung ausgestellt, und darinne nicht ange-
geben sey, daß ich zu Wasser reisen würde.
Meine Vorstellungen halfen zu nichts. Ich
kannte den Vortheil nicht, und so mußte ich
denn zu Lande reisen, oder einen andern Paß
in Petersburg nehmen. Ich entschloß mich zu
dem ersten, gieng, und bestellte Postpferde, die
auch schon da sind. Und so lebt wohl, gelieb-
ten Freunde! Wenn wird mir doch wieder wohl
werden! Bis jetzt bin ich noch immer voll
Kummer. Lebt wohl!

Riga den 31. May 1789.

Gestern bin ich in Riga angekommen, und
im Hôtel de Petersbourg abgetreten. Der
Weg war höchst beschwerlich. Es war nicht
genug an der traurigen Stimmung meines Her-
zens, deren Ursachen ihr kennt; es mußte noch

ein starker Regen fallen, ich mußte aus Petersburg mit abwechselndem Fuhrwerke fahren, und nirgends erhielt ich eine gute Kibitke. Alles ärgerte mich. Ueberall, schien es, forderte man mir zu viel ab; auf jeder Station hielt man mich übermäßig lange auf. Doch nirgends war ich verdrüßlicher, als in Narwa. Ich kam ganz durchnäßt in dieser Stadt an. Meine Betten, Kissen und alles war mit Koth besprüht. Mit Mühe erhielt ich zwei Bastdecken zu Kauf, um mich damit auf irgend eine Art gegen den Regen zu schützen, und bezahlte dafür eben so viel als für ein paar lederne. Man gab mir eine elende Kibitke und jämmerliche Pferde, und kaum waren wir eine halbe Werst gefahren, so brach die Achse; die Kibitke fiel in den Koth und ich mit ihr. Mein Elias ritt mit dem Fuhrmann zurück nach einer neuen Achse, und ich stand da unter dem stärksten Regen. Das war noch nicht genug. Irgend ein



Polizeybeamter kam und fieng an zu lermen, daß meine Kibitke da mitten im Wege läge. „Stecke sie in die Tasche,“ rief ich mit ange- nommener Kaltblütigkeit, und hältte mich in meinen Mantel. Gott weiß, wie mir in die- sem Augenblicke zu Muth war. Alle ange- nehme Ideen von Reisen waren aus meiner Seele verwischt. O! wäre es da möglich ge- wesen, mich zu euch zu versetzen, meine Freun- de! Ich verwünschte heimlich die unruhigen Wünsche des menschlichen Herzens, die uns von Gegenstand zu Gegenstände fortreißen, von den wahren Genüssen zu den scheinbaren, so- bald die ersten aufhöhren, neu für uns zu seyn — die unsre Gedanken auf Trugbilder richten, und uns antreiben, die Freude in der ungewis- sen Zukunft zu suchen.

Alles hat sein Ziel. Wenn die Welle ge- gen das Ufer stößt, so kehrt sie wieder zurück,

oder sie stürzt in den Abgrund, wenn sie zuvor die Wolken berührte. — In demselben Augenblick, da mein Herz so voll war, kam ein wohlgekleideter Knabe, von ungefähr dreizehn Jahren auf mich zu, und sagte mit einem angenehmen, herzlichen Lächeln, auf deutsch: „Ihre Kibitke ist zerbrochen? Ich bedaure Sie innig. Ist's Ihnen nicht gefällig, bey uns einzutreten. Das ist unser Haus. Mein Vater und meine Mutter lassen Sie bitten.“ — Ich danke Ihnen, mein Herr; aber ich kann nicht von meiner Kibitke weggehen, und überdies bin ich ein wenig gar zu reisensäßig gekleidet, und durch und durch naß. — „Wir werden jemanden zu Ihrer Kibitke stellen; und wer wird auf den Anzug eines Reisenden sehen? Kommen Sie, lieber Herr, kommen Sie.“ — Dabey lächelste er so einladend, daß ich genöthigt war, das Wasser von meinen Kleidern zu schütteln — es versteht sich, um mit ihm zu

gehen. Wir fasten uns bey der Hand, und lies-
sen aus allen Kräften nach einem großen stei-
ernen Hause, wo ich in einem Saale des er-
sten Stockwerks eine zahlreiche Familie um ei-
nen Tisch versammelt fand. Die Wirthin
schenkte Thee und Kaffee ein. Man nahm
mich so freundlich auf, nöthigte so herzlich,
daß ich allen Verdruß vergaß. Der Wirth, ein
Mann bey Jahren, auf dessen Gesichte die
Gutherzigkeit deutlich geschrieben stand, fragte
mich, mit der Miene der aufrichtigsten Theil-
nahme, über meine Reise. Ein junger Mann,
sein Nefse, der unlängst aus Deutschland zu-
rückgekommen war, sagte mir, wie man am
vortheilhaftesten von Riga nach Königsberg
reisen könne. Ich blieb über eine Stunde da;
unterdessen hatte man die Achse gebracht, und
alles war fertig. „Nein, warten Sie noch,“
sagte man mir — und die Wirthin brachte auf
einer Schüssel drey Brodte. „Unser Brod sey



gut, sagt man, versuchen Sie es.“ — „Gott sey mit Ihnen, fiel der Wirth ein, indem er meine Hand faßte, Gott sey mit Ihnen!“ Ich dankte ihm mit thräuenden Augen, und wünschte, daß er in Zukunft noch oft harmvolle, von ihren Freunden getreunte, Reisende mit seiner Gastfreundschaft erheitern möge.

Gastfretheit! heilige Tugend, die im Jugendalter des Menschengeschlechts so gewöhnlich war, und in unsern Tagen so selten geworden ist, wenn ich dich jemahls vergesse, dann müssen mich meine Freunde vergessen; ich muß fe lebenslang, ein heimloser Wanderer, umherirren, ohne jemahls einen zweyten *D r a m e r* zu finden. Ich nahm Abschied von dieser lebenswürdigen Familie, setzte mich in die Kutsche und fuhr davon, herzlich vergnügt, so gute Menschen gefunden zu haben.

Die Post von Narwa bis Riga wird die deutsche Post genannt, weil die Postcommissär



auf den Stationen Deutsche sind. Die Posthäuser sind aber immer die nehmlichen, klein, von Holz und in zwey Hälften getheilt, wovon die eine für die Passagiere ist, und die andre von dem Postcommissär bewohnt wird, bey welchem man alles finden kann, was zur Stillung des Hungers und Durstes nöthig ist.

Die Stationen sind nicht groß; einige besorgen nur zehn bis zwölf Werste. Die Postknechte sind verabschiedete Soldaten, deren einige sich noch an Münnich erinnern. Da sie gern plaudern, so vergessen sie die Pferde anzutreiben; und so bin ich von Petersburg bis hierher fünf Tage unterwegs gewesen. Auf einer Station bey Dorpat war ich genöthigt zu übernachten, weil Herr S**, der aus Italien kommt, alle Pferde nahm. Ich sprach über eine halbe Stunde mit ihm und fand einen liebenswürdigen und schätzbaren



Mann an ihm. Er machte mir vor den preussischen Sandwegen bange, und rieth mir lieber über Pohlen und Wien zu reisen; aber ich will meinen Reiseplan nun nicht mehr ändern. Nachdem ich ihm glückliche Reise gewünscht hatte, warf ich mich auf's Bett, konnte aber nicht schlafen. Endlich kam der Lette und meldete mir, daß meine Kibitke fertig sey.

Zwischen den Esthen und Letten hab' ich keinen Unterschied weiter entdecken können, als die Sprache, und die Kleidung. Die einen tragen schwarze Röcke, die andern graue. Die Sprachen sind ganz verschieden; die Letten haben in der ihrigen viel deutsche, und einige slavonische Wörter. Ich habe bemerkt, daß sie alle deutsche Wörter sehr weich aussprechen, welches zu beweisen scheint, daß ihr Gehör sehr zart ist.

Sieht man aber auf ihre Langsamkeit, Trägheit und Schwerefülligkeit, so muß man

ſie, gerade herausgefagt, für Dummköpfe halten. Die Edelente, mit welchen ich Gelegenheit hatte zu ſprechen, ſchalteten auf ihre Faulheit und nannten ſie ſchläfrige Leute, die ohne Zwang durchaus nichts thäten; und wahrſcheinlich treibt man ſie auch nicht wenig, denn ſie arbeiten viel, und ein Bauer in Liefland oder Eſthland bringt ſeinem Herrn viermahl mehr ein, als einer unſrer caſaniſchen oder ſimbirskiſchen Bauern.

Dieſe armen Leute, die alle Werkeltage, aus Noth und Zwang, arbeiten, ſind dafür auch an Feyertagen ausgelaffen luſtig, deren es aber in ihrem Kalender leider! nur wenig giebt. Die Krüge oder Wirthshäuſer, mit welchen der Weg beſätet iſt, waren bey meiner Durchreiſe gewöhnlich voll luſtiger Bauern, die das Pfingſtfeſt feyerten. Bauern und Edelente bekennen ſich zur lutheriſchen Kirche.



Ihre Kirchen sind den unsrigen ähnlich, ausgenommen, daß auf ihnen kein Kreuz, sondern ein Hahn steht, welcher sie an den Fall Peters erinnern soll. Die Predigten werden in ihrer Sprache gehalten, doch verstehen die Pastoren alle Deutsch.

An schönen Ansichten sind diese Gegenden sehr arm. Nichts als Wald, Sand und Sumpf. Es giebt weder hohe Berge, noch weite Ebenen, und umsonst sucht man Dörfer, wie bey uns. Hier sieht man zwey Bauerhöfe zusammen, dort drey, oder vier, nebst einer Kirche. Die Häuser der Bauern sind größer, als bey uns; gewöhnlich sind sie in zwey Hälften getheilt. Die eine dient zur Wohnung, und in der andern liegt das Getrayde. Wer nicht mit Postpferden fährt, kehrt in den Krügen ein. Doch hab ich unterwegs fast keinen einzigen Reisenden getroffen; so leer ist diese Straße um die jezige Zeit.



Von den Städten kann ich nur wenig sagen, da ich mich nirgends aufgehalten habe. In Hamburg, einem kleinen Städtchen, das durch seine Tuchfabrik bekannt ist, giebt es ein ansehnliches steinernes Gebäude. Der deutsche Theil von Narwa, oder das eigentlich sogenannte Narwa, besteht größtentheils aus steinernen Häusern; der andre Theil, der durch den Fluß von diesen getrennt ist, wird Zwangorod genannt. In jenem ist alles auf deutschem, in diesem hingegen alles auf russischem Fuß. Hier war ehemahls unsre Grenze — o Peter, Peter!

Als ich Dorpat erblickte, rief ich: ein herrliches Städtchen! Alles war feiertagsmäßig. Männer und Frauen giengen Arm in Arm um die Stadt spazieren, und in den nahegelegenen Lustwäldern erblickte man fröhliche Märchen.

Der hiesige Oberpastor ist der Bruder des unglücklichen Lenz. Er ist bey jedermann be-



liebt und hat gute Einkünfte. Erinnert er sich wohl an seinen Bruder? — Ich sprach über diesen mit einem liefländischen Edelmann, einem liebenswürdigen und geistreichen Manne: „Ach! mein Herr, sagte er feuzend, das, was dem einem Ruhm und Glück schafft, macht den andern unglücklich. Wer sieht nicht in den Gedichten des sechszehnjährigen Lenz, und überhaupt in allem, was er bis zum fünf und zwanzigsten Jahre geschrieben hat, die Morgenröthe eines großen Geistes? Wer glaubt nicht einen jungen Klopstock, einen jungen Shakespeare zu sehen? aber eine schwarze Wolke hat diese schöne Morgenröthe bedeckt, und die Sonne ist nie aufgegangen. Das tiefe Gefühl, ohne welches Klopstock nicht Klopstock und Shakespeare nicht Shakespeare geworden wäre, hat ihn zu Boden gestürzt. Andre Umstände, und Lenz wäre unsterblich!“

So wie man nur nach Riga kommt, sieht man sogleich, daß es eine Handelsstadt ist. — Viel Buden, viel Volk auf den Straßen, der Fluß mit Schiffen und Fahrzeugen verschiedner Nationen bedeckt, die Börse voll Menschen — Ueberall hört man Deutsch sprechen — hier und da auch Russisch — und überall rechnet man nach Thalern und nicht nach Rubeln. Die Stadt ist eben nicht schön; die Straßen sind enge — aber die Häuser sind von Stein und zum Theil recht artig. Der Wirth des Gasthofes, wo ich abstieg, war außerordentlich dienstfertig: er trug meinen Paß selbst in das Polizeiamt, und suchte mir einen Fuhrmann, den ich für dreyzehn Dukaten bis Königsberg bedungen habe. Mit mir zugleich reiset ein französischer Kaufmann, der von demselben Fuhrmanne vier Pferde vor seinen Reisewagen gemiethet hat. Den Elias schick' ich von hier nach Moskwa zurück. Geliebten Freunde, im



mer, immer den^k ich an euch. Noch bin ich in Rußland, und schon längst, scheint es mir, sey ich in fremdem Lande — denn schon längst hab' ich euch verlassen. Lebt wohl. — Bleibt gesund und zufrieden! — Auf der Reise nach Memel schreib' ich einige Zeilen für euch, und schicke sie von dort aus. Lebt wohl!

In einem Krüge Kurlands den 1. Jun. 1789.

Noch hatt' ich meinen letzten Brief an euch, meine Theuren, nicht geendigt, als die Pferde schon angespannt waren. Auch kam der Wirth mir zu sagen, daß die Thore in einer halben Stunde geschlossen würden. Ich wollte den Brief noch vollenden, mußte den Wirth bezahlen, einpacken, und dem Elias einige Aufträge geben. Der Wirth brachte die Rechnung; sie betrug für einen Aufenthalt von vier und

zwanzig Stunden über neun Rubel. Ich hatte nicht Zeit diese Apothekerrechnung durchzugehen; ich konnte nur bezahlen. Noch wundr' ich mich, wie ich in der Eil nichts vergessen habe. Endlich war alles fertig, und wir fuhr'n aus dem Thore. Da nahm ich Abschied von dem gutherzigen Elias — er reiste zu euch, ihr Lieben —

Es fieng an dunkel zu werden. In der Vorstadt hielten unsre Fuhrleute an. Ich musste mich mit etwas beschäftigen, und so fiel mir's ein, meine Dukaten zu zählen. Drey oder vier Leute, die vorbeystiegen, fragten mich, wohin ich reise? „Nach England,“ antwortete ich. Sie wunderten sich, wie man sich zu einer so weiten Reise entschließen könne, und wünschten mir Glück auf den Weg.

Eine Kibitze jagte vor uns vorbey, und zwey junge Deutsche, die auf den Seiten der



Kibitke saßen, und in den Händen Bouteillen und Pfeifen hielten, schrieen mir zu: Guten Abend, mein Herr. Wir fahren hinter ihnen drein.

Der Abend war still und kühl. Ich schlief fest ein, und merkte nicht, wie wir in den Krug kamen, wo wir die Nacht zubringen wollten. Da ich erwachte und mich umsah, bemerkte ich, daß neben der unfrigen noch eine Kibitke in dem bedeckten Hofe stand. Es war dieselbe, die, in der Vorstadt von Niga, vor uns vorbeigefahren war. „Da sind noch mehr Reisegefährten,“ dachte ich, und schlief wieder ein. Die aufgehende Sonne erweckte mich mit ihren Strahlen. Wir fahren weiter, und kamen an ein kleines Haus mit einem Schlagbaum, welches die Grenze macht. Ich gieng mit dem Pariser Kaufmann zu dem Major, der uns sehr höflich aufnahm, und, nach Besichtigung unsrer Pässe und Sachen, passieren lies.



Wir betraten nun Kurland, und der Gedanke, daß ich ausser dem Vaterlande sey, erzeugte in meiner Seele sonderbare Empfindungen. Auf alles, was mir in die Augen fiel, blickte ich mit besondrer Aufmerksamkeit, obgleich die Gegenstände an sich ganz gewöhnlich waren. Ich empfand eine Freude, meine Lieben, die ich seit unsrer Trennung noch nicht gefühlt hatte. Sehr bald erblickten wir Mistau. Die Ansicht dieser Stadt ist eben nicht schön; für mich aber war sie reizend. „Das ist die erste ausländische Stadt,“ dachte ich, und meine Augen suchten etwas Besondres und Neues. Am Ufer des Flusses Na, über welchen wir auf einem Flosse setzten, steht der Pallast des Herzogs. — kein kleines Gebäude, aber, von aussen wenigstens, gar nicht prächtig. Die Fenster waren fast alle zerbrochen, oder herausgenommen, und man sah, daß inzwischen gebaut wurde. Der Herzog wohnt auf



seinem Lustschlosse, nicht weit von Mitau. Das Ufer des Flusses ist mit Holz belegt, mit welchem der Herzog ausschließlich handelt; dies ist eine beträchtliche Revenüe. Die Soldaten, die auf der Wache standen, schienen, dem Ansehen und der Kleidung nach, Invaliden. Was die Stadt anbetrifft, so ist sie ziemlich weitläufig, aber nicht schön. Die Häuser sind fast alle klein und ziemlich unansehnlich. Die Straßen sind eng und schlecht gepflastert, und hie und da sieht man Gärten und wüste Plätze.

Wir traten in dem Gasthose ab, den man für den besten hält. Sogleich umgaben uns Juden mit verschiedenen Kleinigkeiten. Der eine bot eine Pfeife an, der andre ein altes Lutherisches Gebetbuch und Gottscheds Grammatik; der dritte ein Fernglas — und jeder versicherte, daß er seine Waare „solchen guten

Herrschaften“ für den billigsten Preis lassen wolle. Die Deutschen, die mit uns gekommen waren, giengen aus zu ihren Bekannten; die Französin, die mit dem Pariser Kaufmann reiset, eine Frau von ungefähr fünf und vierzig Jahren, trat an den Spiegel, und brachte ihre grauen Haare in Ordnung, und ich gieng mit dem Kaufmann, nachdem wir das Mittagessen bestellt hatten, die Stadt zu besuchen — und wir sahen — wie ein junger Officier alte Soldaten exercierte, und hörten — wie eine alte stugnaßige Deutsche, in einem Häubchen, ihren besoffnen Mann, einen Schuster, ausschalt.

Wie wir zurückkamen, aßen wir mit gutem Appetit, und nach dem Essen hatten wir noch Zeit Kaffee und Thee zu trinken, und uns dabey recht satt zu schwagen. Ich erfuhr da von meinem Reisegefährten, daß er von Geburt ein



Italiener sey, daß er aber in seiner frühesten Jugend aus seinem Vaterlande nach Paris gekommen sey, um sich der Handlung zu widmen. Er ist viel gereist, und nach Rußland ist er theils Geschäfte halber gekommen, theils um die ganze Strenge des Winters kennen zu lernen. Jetzt reiset er wieder nach Paris, wo er für immer zu bleiben gedenkt. Für alles bezahlten wir in dem Gasthose, jeder einen Rubel.

Hinter Mitau fand' ich die schönsten Gegenden. Dies Land ist ungleich besser als Liefsland, durch welches man mit verbundnen Augen gefahren zu seyn eben nicht bedauern darf.

Es begegneten uns Fuhrleute aus Liebau und Preussen. Was für Equipagen! ein ungeheuer langer Wagen, mit sechs Pferden bespannt — sehr große Pferde, mit Schellen behangen, die unaufhörlich ein unerträgliches Geräusch machen.



Nachdem wir fünf Meilen gefahren waren, kehrten wir in dem Krüge ein, wo wir übernachteten. Der Hof, wo die Fuhrer und Pferde stehen, ist gut bedeckt, die Zimmer sind reinlich, und in jedem steht ein Bett zum Dienste der Reisenden.

Der Abend ist angenehm. Einige Schritte von dem Wirthshause, fließt ein klarer Bach. Das Ufer ist mit zartem Grase bedeckt, und hier und da mit dichtbelaubten Bäumen eingefaßt. Ich sagte mich von dem Abendessen los, und spazierte nach dem Thee an's Ufer. Die Sonne gieng vor mir unter. Ich erinnerte mich an einen Abend in Moskwa, an welchem ich mit Pt. bey dem Andronienschcn Kloster spazieren gieng, und mit außerordentlichem Vergnügen auf die untergehende Sonne blickte. Hätt' ich wohl damahls gedacht, daß ich gerade über ein Jahr die schönen Abende in

einem kurländischen Krüge genießen würde?
 Noch eine andre Erinnerung wurde wach. Ich
 fieng einmahl an, einen Roman zu schreiben,
 und bereisete darinne mit der Phantasie gera-
 de die Gegenden, die ich jetzt wirklich zu durch-
 reisen gedenke. In dieser Gedankenreise ver-
 ließ ich Rußland, und übernachtete in einem
 Krüge — und dies geschieht jetzt in der That.
 Doch schrieb ich dort, daß der Abend sehr stür-
 misch und unangenehm gewesen sey, daß der
 Regen keinen trocknen Faden an mir gelassen
 habe, und daß ich mich am Kamine habe trock-
 nen müssen. Das ist nun aber jetzt anders;
 der Abend ist still und heiter. Dieses erste
 Nachtlager war unglücklich für den Roman;
 ich fürchtete, das schlechte Wetter möchte fort-
 dauern, und mir meine Reise verleiden — und
 so warf ich den ganzen Roman in's Feuer —
 Dies geschah in meiner ehrwürdigen Wohnung



an den reinen Leichen *). Ich legte mich unter die Bäume in's Gras, nahm mein Taschenbuch, Feder und Dinte heraus und schrieb, was ihr jetzt gelesen habt.

Unterdessen kamen auch unsre Deutschen an's Ufer, legten sich neben mich in's Gras, und schmauchten ihr Pfeifchen. Aus langer Weile fiengen sie an auf die Ruffen zu schimpfen. Ich hörte auf zu schreiben, und fragte sie ganz gleichgültig: ob sie weiter in Rußland gekommen wären, als bis nach Riga? „Nein,“ antworteten sie. Wenn das ist, meine Herren, sagte ich, so können sie von der russischen Nation nicht urtheilen, da sie nur in einer Grenzstadt gewesen sind. Sie hielten es nicht

*) Afschist's Prudsk (reine Leiche) ist eine Gegend in Moskwa.

für rathsam, ihre Meynung zu verfechten, und ich fand es nicht für gut, sie gründlicher zu widerlegen.

Da ich aus ihren Reden hörte, daß sie mich für einen Franzosen nahmen, so hielt ich es für Pflicht, sie aus ihrem Irrthume zu reifen; aber sie wollten mir lange nicht glauben, indem sie es für unmöglich hielten, daß wir Russen auch Deutsch und Französisch sprächen. In dem Verfolge der Unterhaltung erzählte mir der eine, daß er das Glück gehabt habe, in Holland gewesen zu seyn, und daß er da viel Gutes gelernt habe. „Wer die Welt kennen lernen will, sagte er, der muß nach Rotterdam reisen. Dort lebt man herrlich, und alles fährt auf Schaluppen. Nirgends sieht man, was man dort sieht. Glauben Sie mir, mein Herr, in Rotterdam bin ich erst zum Menschen geworden.“ O du Simpel! dacht



ich, stand auf, gieng noch ein wenig auf der Wiese herum, und fehrte dann in den Krug zurück, wo ich diese Zeilen schrieb.

Potangen den $\frac{3}{4}$ Jun. 1789.

Nachdem wir Kurland in einer Strecke von mehr als zweyhundert Wersten durchreißt sind, so haben wir die polnische Grenze berührt, und befinden uns jetzt in einem prächtigen Krüge, wo wir die Nacht zubringen werden. Gewöhnlich fahren wir des Tages zehn Meilen, oder siebenzig Werste. In den Wirthshäusern haben wir bisher immer zu essen und zu trinken gefunden, und zwar alles ziemlich wohlfeil. Unser Essen bestand gewöhnlich in Suppe, Braten mit Sallat und Eiern, und dafür bezahlten wir etwa ein jeder zwanzig Kopfen. Ueberall ist Kaffee und Thee zu



haben. Doch freylich ist alles nicht sonderlich. Der Weg ist ziemlich leer. Außer einigen Fuhrleuten, und alkmobischen Verklinen, in welchen die kurländischen Edelleute zu einander zu Gaste fahren, sind uns durchaus keine Reisenden begegnet.

Uebrigens ist der Weg nicht langweilig. Ueberall sieht man fruchtbare Felder, Wiesen und Gehölze — hie und da erblickt man kleine Dörfer oder zerstreut liegende Gehöfte (Wauerhäuser).

Mit dem französischen Italiener vertrag ich mich sehr gut. Zur Französin hab' ich kein Herz, denn ihre Physiognomie und ihr Betragen gefallen mir gar nicht. Sonst muß ich sie wegen ihrer Keuschheit und Ordnung im Anzuge loben. Kaum sind wir wo angekommen, so muß unser Fuhrmann Gawrila, den sie Gabriel nennt, ihren Toilettenkasten in's

Zimmer bringen, und dann pomadirt, pudert, wäscht und pugt sie sich wenigstens eine Stunde, so daß wir immer mit dem Essen auf sie warten müssen. Wir berathschlagten lange, ob wir die beyden Deutschen mit an unsern Tisch nehmen wollten. Ich wollte erst gern wissen, wer sie wären, und endlich erfuhr ich, daß sie Kaufleute wären, die mit Wein handeln. Aller Argwohn verschwand nun, und seit dieser Zeit essen sie mit uns. Da aber der Italiener und die Französin nicht Deutsch, sie aber nicht Französisch verstehen, so bin ich ihr Dolmetscher. Der Deutsche, der in Rotterdam zum Menschen geworden ist, versichert zwar, daß er zuvor vollkommen Französisch verstanden, daß er es aber seit einiger Zeit gänzlich wieder vergessen habe, und, um mich und seinen Reisegefährten noch mehr zu überzeugen, wiederholt er bey jedem Complimente, daß er der Französin macht: obligé Madame.



Auf der pohlischen Grenze sind wir eben nicht streng visitirt worden; ich gab den Besuchern (Visitatoren) ungefähr vierzig Kopfeken, und sie thaten nur einen Blick in meinen Koffer, indem sie versicherten, daß sie sich auf mein Wort verließen, daß ich nichts Neues habe. Die See ist von dem Krüge nicht weiter als zweyhundert Faden entfernt. Ich saß über eine Stunde am Ufer und sahe auf die Fläche des wogenden Wassers. Ein majestätischer und melancholischer Anblick! Umsonst suchte mein Auge Schiffe oder Boote. Der Fischer wagte sich nicht aufs Meer, aus Furcht, der heftige Wind möchte sein Boot zerschmettern.

Morgen nehmen wir das Mittagsbrod in Memel, und dort geb' ich diesen Brief auf die Post.

Memel den 15. Jun. N. St. 1789.

Ich erwartete, daß man uns auf der preussischen Grenze anhalten würde; aber das geschah nicht. Wir kamen in Memel um elf Uhr an und traten im Gasthose ab.

Die Stadt ist nicht groß; die Häuser sind von Stein, aber es giebt nur wenig ansehnliche. Die Citadelle ist sehr stark befestigt, und doch haben sie unsre Russen im siebenjährigen Kriege genommen.

Memel ist eine ansehnliche Handelsstadt. Das curische Haf, an dessen Ausfluß in die Ostsee sie liegt, ist sehr tief. Der Hafen liegt voller Schiffe, die größtentheils Hanf und Holz für England und Holland laden.

Von Memel nach Königsberg giebt es drey Wege. Am Strande rechnet man achtzehn Meilen, und über Tilsit dreyßig. So

beträchtlich der Unterschied aber auch ist, so wählen die Fuhrleute doch fast immer die letztere Straße, um ihre Pferde zu schonen, die in dem tiefen Sande des Strandes zu sehr leiden. Alle Fuhrleute die von hier nach Königsberg fahren, müssen einen Schein lösen, und Geleite bezahlen. Unser Gabriel bezahlte drey Thaler, indem er vorgab, er führe längs dem Strande; in der That aber führen wir über Tilsit. Hätte er die Wahrheit gesagt, so würde er fast doppelt so viel haben geben müssen. Denn da es auf die Anzahl der Pferde und Meilen ankommt, so hätte er statt achtzehn, dreßzig Meilen bezahlen müssen. Der dritte Weg ist zu Wasser über das Haf; bey gutem Wetter unstreitig der kürzeste, denn man kann in sieben Stunden in Königsberg seyn. Unsere Deutschen, die den Fuhrmann nur bis Memel bedungen hatten, reisen zu Wasser, welches beyden nicht mehr als zwey



Dufaten kostet! Gabriel wollte mich und den Italiener — mit welchem er entweder durch Zeichen, oder vermittelst eines Dolmetschers, der ich bin, spricht — bereden, mit ihnen zu reisen; aber wir zogen eine bequeme und sichere Reise, einer unbequemen und unsichern, und manchemahl stürmischen und gefährlichen vor.

Scum waren wir hier angekommen, so meldeten sich die Besucher, und, damit unfre Sachen nicht durchwäßt würden, gaben wir ihnen einige Groschen.

Zu Mittage aßen wir sehr schmackhafte Fische, woran Memel einen Ueberfluß hat; und da man uns sagte, daß die Wirthshäuser in Preußen sehr ärmlich sind, so versorgten wir uns mit gutem Brode und mit Weine.

Jetzt ist es Zeit, meine Freunde, den Brief auf die Post zu bringen, denn schon legt man

die Pferde vor. Was mein Herz macht, fragt
ihr? — ich danke dem Himmel! es ist ruhiger
geworden. Bald denk' ich an euch, meine Lie-
ben, — nur nicht mit dem Harne, wie sonst —
bald schweifen meine Augen auf Wiesen und
Feldern umher; bald träum' ich von der Zu-
kunft, und immer erscheint sie mir in rosens-
farbnem Lichte. Lebt wohl! Lebt gesund
und zufrieden, und denkt euch euren pil-
gernden Freund, als — den Ritter
von der lustigen Gestalt. Lebt
wohl!

In einem Krüge eine Melze hinter Tisch t. 17.
Jun. 1789. um 11 Uhr in der Nacht.

Mues schläft um mich her. Auch ich hatte
mich niedergelegt; da ich aber über eine Stunde



umsonst auf Schlaf gewartet hatte, so entschloß ich mich aufzusehen, Licht anzumachen und einige Zeilen an euch zu schreiben.

Ich bin sehr froh, daß ich nicht einwilligte, von Memel zu Wasser zu reisen. Die Gegenden, durch welche wir gekommen sind, haben viel Reizendes. Hier zeigte sich unsern Augen ein herrliches Saatsfeld; dort eine blumenreiche Wiese; dort kleine Lustwälder und Gesträuche, die gleichsam mit geschmackvoller Symmetrie hie und da vertheilt zu seyn scheinen. Niedliche Dörfer in der Entfernung verschönern und beleben die Ansicht. *Qu'est beau ce pays-ci!* rief ich mit dem Italiener um die Wette aus. Ueberhaupt scheint es, als wenn das Land in Preußen noch besser bearbeitet wäre, als in Kurland; auch ist das Brod bey guten Jahren in der hiesigen Gegend außerordentlich wohlfeil.



Von Tilsit wird das Getrayde zu Wasser nach Königsberg gebracht. Tilsit ist ein sehr artig gebautes Städtchen, das mitten in einer fruchtbaren Ebene am Flusse Memel liegt, und außer Getrayde, noch mit Holz einen beträchtlichen Handel treibt, das gleichfalls von hier zu Wasser nach Königsberg geschafft wird.

Wey dem Stadthore hielt man uns an. Die Wache bestand aus Bürgern, weil die Truppen, welche die hiesige Garnison ausmachen, noch nicht von der Revue zurückgekehrt waren. Ein dicker Bürger, unter dessen Hause ein kleiner Degen herumbaumelte, und der eine zerbrochne und mit Bindfaden zusammengebundne Flinte auf der Schulter hielt, machte mit stolzem Blicke drey Schritte vorwärts, und schrie mir mit fürchterlicher Stimme zu: „Wer sind Sie?“ Da ich mit Betrachtung seis

ner auffallenden Physiognomie und Gestalt beschäftigt war, so antwortete ich nicht sogleich. Er blies sich auf, verdrehte die Augen, und rief noch fürchterlicher: „Wer seyd Ihr?“ Ich mußte ihm mehrmahls meinen Namen wiederholen, und jedesmahl schüttelte er den Kopf, weil er sich wahrscheinlich über den fremden russischen Namen wunderte.

Mit dem Italiener gab's noch eine längere Geschichte. Umsonst entschuldigte sich dieser, mit seiner Unkunde des Deutschen. Die dickwanstige Schildwache wollte durchaus, daß er ihm auf alle Fragen antworten sollte, die er wahrscheinlich mit vieler Mühe auswendig gelernt hatte. Endlich riefen sie mich zu Hülfe, und kaum konnt' ich es dahin bringen, daß man uns passiren lies.

In der Stadt zeigte man mir einen Thurm, der an verschiednen Stellen von russischen Kugeln durchlöchert war.



In den preussischen Wirthshäusern ist weder Fleisch noch gutes Brod zu haben. Die Französin macht uns gewöhnlich des oeufs au lait, oder Eyerkuchen, woraus denn, nebst Milchsuppe und Salat, unser tägliches Mittag- und Abendbrod besteht. Dafür trinken wir aber auch jeden Tag über zehn Tassen Kaffee, den wir noch überall angetroffen haben.

Kaum waren wir in dem Wirthshause angekommen, wo wir übernachteten, als wir Pferdegetrappel hörten. Nach einer halben Minute erschien ein Mann in einem dunkeln Frack, mit einem ungeheuren Huthe, und einer sehr langen Reitgerte. Er näherte sich dem Tische, sahe uns an — die Französin war gerade mit ihrer Abendtoilette beschäftigt, der Italiener durchsah meine Reisekarte und ich trank Thee — nahm seinen Huth ab, wünschte uns



einen guten Abend, und sagte zu der Wirthin, die eben in's Zimmer trat: Guten Abend, Lieschen. Wie geht's?

Lieschen (eine hag're Frau von ungefähr dreyßig Jahren). Ach! Herr Lieutenant, seyn Sie willkommen! Woher des Landes?

Lieutenant. Aus der Stadt, Lieschen. Der Baron von M. schrieb mir, daß Komödianten bey ihm wären. „Komm, Brüderchen! komm,“ schrieb er, „die Spasvögel sollen uns für unsre Groschen genug zu lachen machen.“ Hohl mich der L..! hätte ich gewußt, was diese Komödianten für Kerls waren, gewiß wär' ich nicht gekommen.

Lieschen. Ih! Ew. Gnaden, sind Sie denn kein Liebhaber von Komödien?

Lieutenant. O! ich bin Liebhaber von allem, was belustigt, und habe schon genug

vollwichtige Thaler in meinem Leben für den Doktor Faust mit dem Hanswurst bezahlt.

Lieschen. Ja der Hanswurst soll sehr lustig seyn. Aber was spielten denn die Komödianten, Herr Lieutenant?

Lieutenant. Eine Komödie, in welcher es durchaus nichts zu lachen gab. Der eine schrie, der andre schüttel Gesicht, der dritte verdrehte die Augen — und am Ende kam doch nichts gescheutes heraus.

Lieschen. Waren viel Leute in der Komödie, Herr Lieutenant?

Lieutenant. Als wenn es wenig Narren in Dillitz gäbe.

Lieschen. Waren der Herr Bürgermeister mit seiner Frau Gemahlin auch da?

Lieutenant. Als wenn das der Letzte wäre! Der dicke Narr gähnte, und seine

aufgeblasene Ehehälfte rieb sich ohn' Unterlaß mit dem Schnupftuche die Augen, als wäre ihr Tabak hineingekommen, und stieß ihren Mann einmal über das andre in die Augen, damit er nicht einschlief, und aufhören möchte, das Maul aufzusperren.

Lieschen. Sie bleiben doch immer ein Spaßvogel, Herr Lieutenant.

Lieutenant. (Indem er sich setzte, und seinen Huth auf den Tisch neben meine Thees-Fanne legte) Um Vergebung, mein Herr. Ich bin müde, Lieschen; gib mir einen Krug Bier.

Lieschen. Sogleich, Herr Lieutenant.

Lieutenant. (Zu seinem eintretenden Bedienten) Kaspar, stopfe mir eine Pfeife! (zur Französin) Darf ich Sie fragen, Madame, ob Ihnen der Tabakrauch nicht zuwider ist?

Die Französin. Monsieur! Qu'est ce, qu'il demande, Monsieur Nicolas? (so nennt sie mich.)

Ich. S'il peut servir. — Kauchen Sie immer, Herr Lieutenant, ich nehme es auf mich.

Die Franz. Dites qu'oui.

Lieutenant. Ah! Madame versteht nicht Deutsch. Das ist schade. Woher kommen Sie, mein Herr, wenn ich fragen darf?

Ich. Aus Petersburg, Herr Lieutenant.

Lieutenant. Ich freue mich, mein Herr; ich freue mich. Was hört man von den Schweden und Türken?

Ich. Das alte Lied, Herr Lieutenant. Die einen und die andern laufen vor den Russen.

Lieutenant. Der T. hoble mich! die Muffen stehen, wie eine Mauer. Ich sage es Ihnen im Vertrauen, mein Herr, hätte es mir mein König nicht ausgerebet, so wäre ich schon längst nicht von den letzten der russischen Stabsofficiere. Ich habe überall Freunde. Mein Nefse ist ältester Adjutant bey dem Fürsten N. Er schreibt mir von allem. Warten Sie, ich werde Ihnen seinen letzten Brief vorlesen. Der T. hoble mich! ich hab' ihn zu Hause vergessen. Er beschreibt die Einnahme von Orschakow. Funfzehntausend Mann sind auf dem Plage geblieben, mein Herr, funfzehntausend!

J. h. Nicht doch, Herr Lieutenant.

Lieutenant. Wie, mein Herr? (mit einem spöttischen Lächeln) Sie sind wahrscheinlich dabey gewesen?

J. h. Und wenn das auch nicht ist, so weiß ich doch gewiß, daß nur achttausend Für-



Fen und tausend fünfshundert Ruffen gelieben
find.

Lieut. Ich streife nicht gern, mein Herr;
aber was ich weiß, das weiß ich (indem er
dem Krüge zusprach, den die Wirthin unter
dessen gebracht hatte.) Verstehen sie mich,
mein Herr?

Ich. Wie es Ihnen beliebt, Herr Lieu-
tenant.

Lieut. Ihre Gesundheit, mein Herr! —
Ihre Gesundheit, Madame! — (zu dem Ita-
liener) Ihre Gesundheit! — Dein Bier ist
ziemlich gut, Lieschen! — Hören Sie, mein
Herr, — jetzt nennen Sie mich Herr Lieute-
nant; wissen Sie, weswegen?

Ich. Weil Sie die Wirthin so nennt.

Lieut. Deswegen, mein Herr, weil ich
(indem er seinen Huth aufsetzte) meinem Ad-
D

nige Adieu gesagt, und vor der Zeit zum Abschied gegangen bin. Sonst sagten Sie jetzt zu mir (indem er seinen Huth wieder abnahm) „Ihr Diener, Herr Major.“ Verstehen Sie mich? — Hohl mich der L.! wär ich nur nicht bis über die Ohren in mein Munchen verliebt gewesen! — Aber sie glich auch in der That einer aufgeblühten Rose; und noch ist sie nicht häßlich, ob sie gleich schon vier Kinder gebohren hat. Sag' einmahl Lieschen, wie gefällt Dir mein Munchen?

Lieschen. Ih! Herr Lieutenant, als wenn sie nicht selbst wästen, daß sie hübsch wäre! Da muß ich Ihnen doch einen Spaß erzählen; Wie Sie neulich in der Osterwoche hier vorbeÿ nach der Stadt fuhren, übernachtete ein junger Herr aus Königsberg bey mir — ein recht braver Herr, der für jede Kleinigkeit recht cavaliermäßig bezahlte. Zu essen verlangte er eben nicht viel —

Lieutenant. Nun, wo bleibt denn der
Epaß?

Lieschen. Dieser häßliche Herr also
stand vor der Thüre und sahe die Frau Lieu-
tenantin, die in der Halbhaife zur rechten
Hand saß. Nicht wahr, Herr Lieutenant?

Lieutenant. Nun? und was sagte er
denn?

Lieschen. „Das ist doch eine Frau!“
sagte er — Hahahaha!

Lieutenant. Der war nicht dumm —
Hahahaha!

Ich. Und so vermochte sie die Liebe,
Ihren Abschied zu nehmen, Herr Lieuten-
nant?

Lieuten. Die verdammte Liebe! —
Kaspar, die Pfeife! — Ich hoffte, die Wahr-
heit zu gesehen, auf eine gute Mitgabe. Der

alte T., hieß es, besäße goldne Berge. Das Mädchen ist brav, dacht ich, laß uns heyrathen! Der Alte gab mir seine Tochter mit Freuden; aber die Kleine wollte durchaus keinen Officier im Dienste heyrathen. „Mamsell Anuchen,“ sagte ich zu ihr, „ich liebe Dich, wie meine Seele; aber ich liebe auch den Dienst.“ In ihren schönen Augen schimmerten Thränen. Ich stampfte mit dem Fuße — und nahm meinen Abschied. Was geschah? Den Tag nach der Hochzeit zahlte mir mein theurer Herr Schwiegerpapa, anstatt der goldnen Berge, dreyhundert Thaler aus! Das war doch eine Mitgabe!

Was sollt ich machen? Ich sprach verb mit ihm, und hernach schlossen wir bey einer Bouteille alten Rheinwein einen ewigen Frieden. Der Alte war in der That ein guter Mann, Gott hab ihn selig! wir lebten recht

freundschaftlich zusammen. Er starb in meinen Armen, und hinterließ uns einen Edelhof.

Doch es ist Zeit die Unterredung abzubrechen, die schon mehr als zwei Blätter füllt. Der gesprächige Herr Lieutenant schwatzte bis gegen zehn Uhr einen ganzen Sack voll, den ich, um Gabriels Pferde zu schonen, zurücklasse. Unter andern rieth er mir, da er hörte, daß ich von Königsberg mit der ordinären Post fahren würde, erslich: immer den Platz in der Mitte zu wählen, und zweytens: wenn Damen in der Gesellschaft wären, sie ja auf der ganzen Reise mit Thee und Kaffee zu traktiren. Zuletzt wünscht er mir noch, daß ich mit Nutzen reisen möchte, wie der Baron Trenk, mit welchem er genau bekannt zu seyn vorgab. Der Herr Lieutenant steckte endlich seine Pfeife in den Stiefel, setzte sich mit seinem Kaspar zu Pferde, und jagte davon, indem er mir noch zurief: Glückliche Reise, mein Herr! —



Was schreibt man nicht in schlaflosen Stunden nieder!

Lebt wohl bis Königsberg!

Königsberg den 19. Jun. 1789.

Gestern des Morgens um sieben Uhr bin ich hier angekommen, meine theuren Freunde, und, nebst meinen Reisegefährten bey Scheuk abgetreten. An dem Thore schrieb man unsre Namen auf, und der Visitator begleitete uns nach dem Quartiere, um unsre Sachen zu untersuchen. Dies kostete wieder einige Groschen. Gleich nach meiner Ankunft gieng ich aus, die Stadt zu besuchen.

Königsberg, die Hauptstadt Preussens, gehöret unter die größern Städte Europens, denn ihr Umfang beträgt über funfzehn Werste. Ehemahls gehörte sie zu den berühmten



Hanseestädten, und auch jetzt noch ist ihr Handel von Bedeutung. Der Fluß Wregel, an welchem sie liegt, ist zwar nicht breiter, als 150 bis 160 Fuß, aber seine Tiefe ist so beträchtlich, daß große Kauffartheysschiffe auf ihm gehen. Man zählt über 4000 Häuser und ungefähr 40,000 Einwohner — wie wenig nach der Größe des Orts! Doch scheint es jetzt hier sehr volkreich, weil sich viel Fremde zum Jahrmarkte eingefunden haben, der morgen anfängt. Ich sah mehrere schöne Häuser, doch waren sie keinesweges mit den Pallästen in Moskwa und Petersburg zu vergleichen, obgleich Königsberg im Ganzen doch wohl etwas besser als Moskwa gebauet ist.

Die hiesige Garnison ist so zahlreich, daß man überall Uniformen erblickt. Mir scheint es nicht, daß die preussischen Soldaten besser mondirt sind, als die unsrigen, und besonders



gefällt mir ihr zweyeckiger Huth nicht. Die Officiere aber sind äußerst nett gekleidet, und doch erhalten sie — die Kapitäns ausgenommen — nur wenig mehr Gage, als die untrigen. Ich hatte gehört, daß es unter den Preußen nicht solche junge Officiere gäbe, wie bey uns; aber ich habe hier wenigstens zehen gesehen, die nicht über funfzehn Jahre alt waren; doch waren es in der That nur Fähndrichs und Lieutenants. Die Uniformen sind dunkelblau, hellblau und grün mit rothen, weißen und orangefarbnen Aufschlägen.

Gestern hab' ich an der Wirthstafel gespeist, an welcher es von alten Majoren, dicken Kapitänen, stämmigen Lieutenanten und unhartigen Fähndrichen wimmelte. Der Gegenstand der Unterhaltung war die letzte Revüe. Dann ergossen sich von allen Seiten Officierspäße; z. B. „aus welcher Ursache, Herr Ritts



meister, werden denn jetzt ihre Leben auch den Tag über zugemacht? Wahrscheinlich beschäftigen Sie sich mit etwas andern, als mit Briesschreiben? Hahahaha!“ — Du hast Recht von Krebs; die ganze Welt weiß, was bey mir vorgeht u. s. w. aber übrigens sind sie sehr artig. Kaum zeigte sich unsre Französin, so standen alle auf, und bey Tische bedienten sie sie, trotz französischen Cavalieren. So lustig und interessant dies alles war, so hielt ich es doch für besser, ein andermahl allein auf meinem Zimmer zu essen, wo sich durch das offene Fenster die aromatischen Däfte der Pflanzen und Blumen in meine deutsche Suppe senken.

Gestern Nachmittags war ich bey dem berühmten Kant, einem scharfsinnigen und feinen Metaphysiker, der Malebranche und Husme und Leibnitz und Bonnet stürzte — Kant,



den einst der jüdische Sokrates, der verstorbne Mendelssohn, den alles zermalmen den Kant, nannte. Ich hatte keinen Brief an ihn; aber Kühnheit gewinnt Städte, und mir öffnete sie die Thüre des Philosophen. Ein kleiner hagerer Greis, von einer außerordentlichen Zartheit und Weisze, empfing mich. Ich sagte zu ihm: Ich bin ein russischer Edelmann, der deswegen reiset, um mit einigen berühmten Gelehrten bekannt zu werden — und darum komm' ich zu Kant. Er nöthigte mich sogleich zum Eigen und sagte: „Meine Schriften können nicht jedermann gefallen. Nur wenig lieben die tiefen metaphysischen Untersuchungen, mit welchen ich mich beschäftigt habe.“ Wir sprachen erst eine halbe Stunde über verschiedne Gegenstände: von Reisen, von China, von Entdeckungen neuer Länder ic. Ich mußte dabey über seine geographischen und historischen Kenntnisse erkannnen, die allein hin-



reichend schienen, das ganze Magazin eines menschlichen Gedächtnisses zu füllen, und doch ist dies bey ihm nur Nebensache. Darauf bracht ich das Gespräch, doch nicht ohne Sprung, auf die moralische Natur des Menschen, und folgendes hab' ich von seinem Urtheile darüber gemerkt:

„Unsre Bestimmung ist Thätigkeit. Der Mensch ist niemahls ganz mit dem zufrieden, was er besitzt, und strebt immer nach etwas anderm. Der Tod trifft uns noch auf dem Wege nach dem Ziele unsrer Wünsche. Man gebe dem Menschen alles, wonach er sich sehnt, und in demselben Augenblicke, da er es erlangt, wird er empfinden, daß dieses Alles nicht alles sey. Da wir nun hier kein Ziel und Ende unsers Strebens sehen, so nehmen wir eine Zukunft an, wo sich der Knoten lösen muß; und dieser Gedanke ist dem Menschen



um so angenehmer, je weniger Verhältniß hies
nieden zwischen Freude und Schmerz, zwischen
Genüssen und Entbehrungen, statt findet. Ich
für meine Person erheitre mich damit, daß ich
schon über sechzig Jahre alt bin, und daß das Ende
meines Lebens nicht mehr fern ist, wo ich in
ein besseres zu kommen hoffe. Wenn ich mich
jetzt an die Freuden erinnere, die ich während
meines Lebens genossen habe, so empfind' ich
kein Vergnügen; denk' ich aber an die Geles
genheiten, wo ich nach dem Moralgesetz
handelte, das in mein Herz geschrieben ist, so
fühl' ich die reinste Freude. Ich nenne es das
Moralgesetz; andre das Gewissen, die
Empfindung von Recht und Unrecht — man
nenne es wie man will; aber es ist. Ich
habe gelogen; kein Mensch weiß es, und ich
schäme mich doch. — Freylich ist die Wahr
scheinlichkeit des künftigen Lebens noch immer
keine Gewisheit; aber wenn man alles zusam-

menimmt, so gebietet die Vernunft, daran zu glauben. Was würde auch aus uns werden, wenn wir es so zu sagen mit den Augen sehen? Würden wir dann nicht vielleicht durch den Reiz desselben von dem rechten Gebrauche des Gegenwärtigen abgezogen werden? Neben wir aber von Bestimmung, von einem zukünftigen Leben, so sehen wir dadurch schon das Daseyn eines ewigen und schöpferischen Wesens voraus, der alles zu irgend etwas, und zwar zu etwas Gutem schuf. Was? Wie? — Hier muß auch der erste Weise seine Unwissenheit bekennen. Die Vernunft löscht hier ihre Fackel aus, und wir bleiben im Dunkeln. Nur die Einbildungskraft kann in diesem Dunkel herumirren und Phantome schaffen.“

Ehrwürdiger Mann! verzeihe, wenn ich Deine Gedanken in diesen Zeilen entstellte habe.



Er kennt Lavater und hat mit ihm correspondirt. „Lavater,“ sagte er, „ist sehr liebenswürdig, in Rücksicht seines guten Herzens; aber seine außerordentlich lebhaft e Einbildungskraft macht, daß er sich durch Phantome blenden läßt, an Magnetism und dergleichen glaubt.“ Ich erwähnte seiner Feinde. „Sie werden sie kennen lernen,“ sagte Kant, „und Sie werden finden, daß sie allzumahl gute Menschen sind.“

Er schrieb mir die Titel von zweyen seiner Schriften auf, die ich noch nicht gelesen habe: Kritik der praktischen Vernunft, und Metaphysik der Sitten — und dieses Zettelchen werd' ich verwahren, wie ein heiliges Andenken.

Indem er meinen Namen in sein Taschenbuch schrieb, wünschte er, daß sich endlich einmahl alle meine Zweifel lösen möchten. Darauf schieden wir.

Das, meine Freunde! ist eine kurze Beschreibung einer für mich äußerst interessanten Unterredung, die über drey Stunden dauerte. — Kant spricht geschwind, leise und unverständlich; ich mußte alle meine Gehörners anstrengen, um zu verstehen, was er sagte. Er bewohnt ein kleines unaussehliches Haus. Ueberhaupt ist alles bey ihm alltäglich, ausgenommen seine Metaphysik.

Die hiesige Cathedralkirche ist prächtig. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete ich dort, die alten Waffen, Panzer und Helme, des ruhmwürdigsten unter den Marggrafen von Brandenburg und des tapfersten unter den Helden seiner Zeit. Wo seyd ihr — so träumt ich — wo seyd ihr, dunklen Jahrhunderte! Jahrhunderte der Barbaren und des Heroism? Vor eurer Finsterniß hebt die Aufklärung unsers Jahrhunderts furchtsam zurück. Nur die Söhne der Begeisterung wagen es, eure Schatz



ten aus dem Abgrunde der Vergangenheit hervorzurufen — ähnlich dem Ulysses, der die Schatten seiner Freunde aus den dunklen Wohnungen des Todes an's Licht rief — um, in ihren hohen Gefängen, das Andenken der wunderbaren Umwandlungen der Völker zu erhalten. So träumt' ich über eine Stunde, indem ich mich auf eine Säule gelehnt hatte. An der Mauer ist die schwangere Gemahlin des Marggrafen abgebildet, die sich, ihre Umstände vergebend, auf die Knie wirft, und mit herzlichster Inbrunst den Himmel für die Erhaltung des Helden anfleht, der in's Feld zog, um die Feinde zu bekriegen. Schade, daß die Kunst dem schönen rührenden Gegenstande nicht entspricht! — Auch sieht man hier eine Menge verschiedenfarbiger Fahnen — Trophäen der Marggrafen!

Mein Kohnlaquay, ein Franzos, der mich herumführte, versicherte mich, daß von hier



aus ein unterirdischer Gang zu einer alten Kirche auferhalb der Stadt, die über zwey Meilen entfernt ist, führe, und zeigte mir eine kleine Thür, mit einer Treppe, die unter die Erde zu führen schien. Ist es wahr, oder nicht? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß man in dem Mittelalter bey jeder Gelegenheit solche unterirdische Gänge angebracht hat, um seine Reichthümer und sein Leben vor der Hand des Stärkern zu schützen.

Gestern Abend hab' ich von meinem Reisegefährten, dem Herrn F. Abschied genommen, dessen Freundschaft ich nie vergessen werde. Ich weiß nicht, wie ihm zu Muth war; aber mir kam es sehr schwer an, mich von ihm zu trennen. Er ist mit der Französin nach Berlin gereist, wo ich ihn vielleicht noch sehen werde.



Heute bin ich bey unserm Consul Herrn J... gewesen, der mich sehr freundschaftlich aufnahm. Er hat mir mancherley erzählt, das ich mit großem Vergnügen anhörte; Er lebt schon lange in Deutschland und spricht sehr gut Deutsch; dessen ungeachtet hat er sich nicht im geringsten germanisirt, sondern seinen russischen Nationalcharakter gänzlich erhalten. Er gab mir einen Brief an den Postdirektor, in welchem er ihn ersuchte zu befehlen, daß mir der beste Platz auf dem Postwagen eingeräumt würde.

Gestern bin ich von ungefähr mit einem jungen reisenden Franzosen bekannt geworden, der sich für einen der geschicktesten Zahnärzte ausgiebt. Er hatte erfahren, daß bey dem Gastwirth Scheuf Fremde angekommen wären, und zwar Franzosen; und so kam er zu Herrn J. mit einem ganzen Sack voll Compliz



mente. Ich war gerade da, und so wurden wir bekannt. „In Paris“ sagte er, „hab' ich meines Gleichen; darum mocht' ich nicht dort bleiben. Ich gieng nach Berlin, wo ich die deutschen Zähne geheilt und gepuzt habe; aber dort giebt es nichts als Anseker und Geizhälse; und deswegen verließ ich Berlin. Jetzt reis' ich nach Warschau. Die polnischen Herrschaften, hör' ich, verstehen das Verdienst und die Talente zu schätzen. Wir wollen es versuchen! Wir wollen heilen und puzen! Dann geh' ich nach Moskwa, in Ihr Vaterland, mein Herr, wo ich gewiß mehr vernünftige Leute, als irgendwo anders, finden werde.“ Heute da ich kaum mit meinem Mittagessen fertig war, erschien er bey mir mit einem Heft Papiere, und, indem er mich versicherte, daß er auf den ersten Blick wisse, was an einem Menschen sey, und daß er schon das vollkommenste Vertrauen zu mir habe, sieng er an,



mir — eine Abhandlung von den Krankheiten der Zähne vorzulesen.

Unterdessen trat mein Lohlaquay in's Zimmer, und meldete mir, daß, in einem Wirthshause daneben, ein Russischer Courier abgestiegen sey. Es wäre ein Kapitän von der Garde. Allons le voir! sagte der Franzose, und steckte seine Abhandlung in die Tasche. Wir giengen zusammen — und, anstatt eines Gardekapitäns, fand ich einen Wachtmeister von der Garde zu Pferde, den Herrn . . . , einen jungen Mann, der nach Coppenhagen geht. Dies ist seine erste Courierreise, und er versteht kein Wort Deutsch, worüber sich die preussischen Officiere, die uns auf der Treppe vor dem Hause umringt hatten, sehr wunderten. In der That ist es nicht leicht, im Auslande zu reisen, wenn man nichts weiter, als Französisch spricht, das doch nicht jedermann versteht. Während wir hier zusammen spraz



Wen, erhielt einer von den Umstehenden einen Brief aus Berlin, worinne man ihm meldete, daß die Post unweit dieser Stadt beraubt worden ist. Der Postillion und der Schirmeister sind dabey getödtet, und einige tausend Thaler sind gefohlen worden. In der That keine angenehme Zeitung für Reisende, die dahin wollen. Doch ist es wahrscheinlich, daß die Regierung nach einem solchen Vorfalle Maasregeln nehmen wird, die Reisenden zu schützen. — Ich wünschte meinem Landsmanne eine gute Reise!

In dem alten Schlosse, das auf einer Anhöhe steht, besuchen die Reisenden gewöhnlich das Zeughaus, und die Bibliothek, in welcher man einige Folianten und Quartanten zeigt, deren Einband mit Silber beschlagen ist. Hier ist auch der sogenannte Moscowiter



Saal, der 166 Schritte lang und 30 Schritte breit ist, und, ungeachtet dieser beträchtlichen Größe, ist das Gewölbe durch keine Säulen oder Pfeiler unterstützt. Man zeigt dort einen achteckigen Tisch, der 40,000 Thaler kostet. Warum man diesen Saal den Moscowiter Saal nennt, hab' ich nicht erfahren können. Jemand meinte, vielleicht deswegen, weil sonst die Russischen Kriegsgefangenen hier gefesselt hätten. Doch ist dies nicht sehr wahrscheinlich.

Es giebt hier artige Gärten, in welchen man mit Vergnügen spaziert, und in großen Städten sind öffentliche Lustörter durchaus nöthig. Der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte, erhohlen sich nach geendigter Arbeit in der frischen Luft, ohne, daß sie nöthig haben, vor die Stadt zu gehen. Ueberdies erfrischen und reinigen die Ausdünstungen der Gärten die

Luft, die in großen Städten doch immer nicht ganz rein ist.

Der Jahrmarkt fängt an. Alles legt seinen besten Staat an, und haufenweise strömt das Volk durch die Straßen. Auf der Treppe vor den Häusern bewirthe't man die Gäste mit Thee und Kaffee.

Meinen Koffer hab' ich schon mit der Post vorausgeschickt. Wer auf der ordinären Post fährt, kann sechzig Pfund mit sich nehmen, wofür er nichts zu bezahlen hat. Ich nehme weniger mit.

Adieu! Mein Landsmann Gabriel, der, um mich seiner Worte zu bedienen, noch keine Arbeit gefunden hat, meldet mir, daß die Post bald abgehen wird.

Ich liebe euch, meine Freunde, wie ehemals; doch ist mir die Trennung von euch

nicht mehr so bitter, wie zuvor. Ich fange an des Reisens zu genießen. Zwar seufz' ich noch manchemahl, wenn ich an euch denke; aber ein sanfter Wind bewegt das Wasser, ohne es zu trüben. So ist das menschliche Herz; und in diesem Augenblicke dank' ich Gott, daß es so ist. — Nur daß ihr glücklich seyd, meine Freunde, und euch meinetwegen niemahls bezunruhigt. In Berlin hoff' ich Briefe von euch vorzufinden.

Marienburg den 21. Jun. In der Nacht.

Die preussischen sogenannten Postcaleschen sind dem, was wir Caléschen nennen, durchaus nicht ähnlich. Sie sind nichts weiter, als ein langer Fuhrwagen, mit zwey Sitzen, ohne Riemen und Federn. Ich wählte einen Platz auf dem vordersten Sitze, den ich mit meinen



Kissen polsterte. Meine beyden Reisegefährten aber, ein Kapitän und ein Lieutenant, saßen hinten auf den Sellaissen, auf welche sie ihre Mäntel gelegt hatten. Ich glaubte, mein Platz sey der beste; aber die Folge zeigte, daß ihre Wahl besser gewesen war. Der Bediente des Kapitäns und der Schirmmeister nahmen den zweenen Sitz ein. Ich hatte Platz und saß weich. Die traurigen Gedanken, die bey'm Anblick unsrer gothischen Equipage in meiner Seele aufstiegen, zerstreuten sich bald wieder. Denn indem wir durch die Stadt fuhren, sah ich überall das angenehme Bild eines Feyer-tags — überall wandelten lustige Menschen. Die Officiere, meine Reisegefährten, waren sehr höflich, und die Unterhaltung, die sich zwischen uns entspann, machte mir viel Vergnügen. Wir sprachen von dem Kriege mit den Schweden und Türken, und der Kapitän lobte, aus vollem Herzen, die Tapferkeit unsrer



Soldaten, die, wie er meynete, wohl nicht viel schlechter wären, als die preussischen. Darauf erzählte er Anekdoten aus dem vorigen Kriege, die, wie sich's versteht, am Ende allemahl das Lob der preussischen Krieger enthielten. Er wünschte sehr, daß der König endlich einmahl des Friedens überdrüssig würde. „Es ist Zeit,“ rief er, „einmahl wieder loszuschlagen. Unsr Solbaten haben lange genug auf der faulen Bank gelegen. Wir brauchen Übung, Übung! Mein friedliebendes Herz trauerte. Ich bekämpfte den Krieg mit meiner ganzen Beredsamkeit, indem ich seine Schrecken schilderte: das Wehzen, das Geschren, der unglücklichen Opfer, die in Strömen von Blut ihren Geist aushauchen, die Verwüstungen der Länder, die Angst der Väter und Mütter, der Weiber und Kinder, der Freunde und Verwandten; die verwaystn Musen, die sich verstecken, so



wie sich die Vögel bey stürmischem Wetter in dicke Gesträuche bergen — u. s. w. Mein unbarmherziger Kapitän lachte und rief einmahl über das andre: Wir haben Uebung nöthig! wir brauchen Uebung! Endlich ward ich gewahr, daß ich mich der Arbeit der Danaiden unterzogen habe — und schwieg. Ich richtete nun meine ganze Aufmerksamkeit auf die angenehmen Gegenden, durch welche wir fuhren. Der Postillion fuhr gegen meine Erwartung fast immer in Trapp, und so kamen wir, ohne es zu merken, auf der Station an, wo wir kaum Zeit hatten, etwas Abendbrod zu essen. Die Nacht war angenehm. Ich schlief einigemahl ein, aber nicht auf lange, und jetzt sah ich ein, was meine Reisegefährten für Vortheile vor mir voraus hatten. Auf den Fellessen lagen sie, wie auf Betten, und ich mußte sitzend schlummern. Bey Tagesanbruch kamen wir auf die nächste Station. Um uns ein we-



nig nach einer so unruhigen Nacht zu erquickten, trank ich und der Kapitän wenigstens fünf Tassen Kaffee ein jeder, welches uns in der That wiederherstellte.

Die Gegenden, durch welche wir nun fuhren, waren gar nicht angenehm, und der Weg war schlecht. Heiligenbeil, eine kleine Stadt sieben und eine halbe Meile von Königsberg, brachte mir die Zeiten in's Gedächtniß, wo diese Gegenden noch von Heiden bewohnt wurden. Hier erhob sich damahls eine majestätische Eiche, ein stummer Zeuge des Werdens und Vergehens vieler Jahrhunderte und ein Heiligthum für die alten Bewohner dieses Landes. Unter ihrem Schatten beteten sie den Götzen Kurcho an, brachten ihm Opfer, und priesen ihn in ihren rohen Hymnen. Das immerwährende Geräusch der Blätter dieses nachfürlichen Tempels erfüllte das Herz mit heil-

gem Schauer, und dies war nach den heidnischen Priestern die eigentliche Verehrung der Götter. Darum verbargen die Druiden ihre Gebräuche in das Dickigt der Hayne; und die Stimme der griechischen Orakel erscholl aus tiefem Dunkel. Die deutschen Ritter, die im dreizehnten Jahrhunderte Preußen mit dem Schwerdte eroberten, zertrümmerten die heidnischen Altäre und errichteten auf ihren Ruinen christliche Tempel. Die stolze Eiche, der ehrwürdige Greis im Reiche der Bäume, der Stürmen und Wirbelwinden trotzte, fiel nun gleichfalls unter der alles zerstörenden Hand der Sieger, die jedes Denkmahl des Heidenthums vernichteten — ein unschuldiges Opfer! — Die abergläubische Sage erzählt, daß es lange Zeit unmöglich gewesen sey, diese Eiche zu fällen. Jede Art sprang von ihrer dichten Rinde, wie von einem Diamant. Endlich habe sich ein Beil gefunden, das diesen Zauber



Wüste, und den Baum von der Wurzel trennte.
Zum Andenken an dies wohlthätige Beil heiße
nun der Ort: Heiligenbeil. Jetzt trinkt
man in diesem heiligen Beile gutes Bier
und ist gutes Weißbrod, und zur Ehre dessel-
ben hab' ich einige Semmeln gekauft, die in der
That sehr weiß sind.

Braunsberg, wo wir zum dritten-
male Pferde wechselten, ist ein ziemlich volk-
reiches Städtchen. Wir aßen dort im Post-
hause zu Mittag, und tranken Kaffee.

„Hier lebte und starb Copernikus,“
sagte der Kapitän zu mir, als wir durch einen
kleinen Flecken fuhren. — „So ist das
Frauensberg?“ — „Ja, das ist es.“

Wie sehr that mir's leid, daß ich die Zim-
mer nicht sehen konnte, die dieser berühmte
Mathematiker und Astronom bewohnte, und



wo er die Umdrehung der Erde um ihre Aze und um die Sonne fand, da man bis auf ihn geglaubt hatte, die Erde stehe im Mittelpunkte des Planetensystems fest, welche Meinung auch in der Folge Tycho de Brahe wieder vertheidigte. So lebten durch das System des Nicolaus Copernikus die Ideen des Pythagoras wieder auf, über welche die Griechen spotteten, weil sie ihren Sinnen mehr glaubten, als dem Philosophen.

Copernikus war glücklicher, als Galiläi. Der Aberglaube, der zu seiner Zeit noch überall herrschte, zwang ihn nicht, wie diesen, die erkannte Wahrheit abzuschwören. Er starb ruhig in seiner friedlichen Wohnung; aber Tycho de Brahe mußte sein philosophisches Schloß und das Vaterland verlassen. Die Wissenschaften hatten, wie die Religion, ihre Märtyrer.



Gegen Abend kamen mir nach Elbing, keine große, aber eine sehr artig gebaute Stadt, die guten Handel treibt. Die Garnison besteht aus zwey bis drey Regimentern. Die Post mußte hier ziemlich lange warten, und wir giengen unterdessen außs Kaffeehaus, wo — außer dem Wirth und den Gästen — alles so ziemlich reinlich war. Seit Königsberg hab' ich auch noch keinen einzigen wohlgekleideten Menschen gesehen. Zwey spielten Billiard. Der eine, ein Mann von ungefäh'r vierzig Jahren, trug einen grünen Rock, graue Weste und eine schmierige Perücke; der andre, ein junger Mensch, hatte einen ganz bunten kurzen Track an, und trug einen runden Huth. Der erste spielte sehr schlecht, und ärgerte sich bey jedem Stosse. Der andre wollte sich über ihn lustig machen, und lachte bey jedem Fehler, den er machte, aus vollem Halse. Dann sah' er bald auf uns, bald in den Spiegel,



um sein beschmutztes unendlich dickes Halstuch zu rechte zu machen. Eine Carrikatur nach der andern trat in die Stube, und alle forderten sogleich Bier und Pfeifen. Ich war sehr verdrüsslich, dabey fühlte ich ein starkes Wallen im Blute, das wahrscheinlich vom Kaffee und dem Schütteln des Postwagens herkam.

Als wir uns aufsetzten, fanden wir auf dem Postwagen einen jungen Officier und eine alte Frau, die sich, als unsre Reisegefährten ankündigten, und um unsre Freundschaft baten. Dadurch wurde es denn ziemlich enge auf dem Postwagen. Die Officiere freuten sich des neuen Kameraden, mit dem sie über die letzte Novität sprechen konnten. Das alte Weib war eine geborne Schwedin, und da sie hörte, daß ich ein Russe sey, so hob sie die Hände gen Himmel und rief: „Ach! ihr Bösewichter,



ihr ruinirt unsern armen König!“ Die Officiere lachten und ich lachte mit, doch nicht so recht aus gutem Herzen.

Unterdesseu hatte der herrliche Abend meine Seele zu angenehmen Eindrücken gestimmt. Auf beyden Seiten des Weges breiteten sich blumenreiche Wiesen aus. Die Luft war frisch und rein; zahlreiche, hie und da auf dem sammetnen Grase zerstreute, Heerden feierten mit ihrem Blöcken und Brüllen den Untergang der Sonne. Junge Bäuerinnen melkten die Kühe und fogen den heilsamen Duft der frischen Milch ein, die in allen hiesigen Dörfern das wichtigste Produkt ist. Die Bewohner derselben gehören, wo ich nicht irre, zur Sekte der Wiedertäufer. Man lobt diese Leute wegen ihrer strengen Sitten, ihrer Liebe zum Frieden und ihrer Ehrlichkeit. Nie heben sie ihre Hand auf gegen den Nächsten. Das vergossene



Blut eines Menschen, sagen sie, schreyet gen
Himmel. Die Stille der einbrechenden Nacht
schloß endlich meine Augen. Jetzt sind wir in
Marienburg, wo ich Zeit genug hatte,
diese Zeilen zu schreiben. Diese Stadt ist nur
deswegen merkwürdig, weil vor Zeiten die
Großmeister des deutschen Ordens auf dem
hiesigen Schlosse residirten. Meine Feindin, die
alte Schwedin, wurden wir hier los; dagegen
ist ein langer Officier eingestiegen, der jetzt
neben mir sitzt. Es fängt an Tag zu werden.
Lebt wohl! Aus Danzig schreib' ich euch
wieder.

Danzig den 23. Jun. 1789.

Die Post ist in dem preussischen Flecken
Stolzenberg, der auf einem hohen Berge
bey Danzig liegt, eingekehrt, und Danzig



liegt zu unsern Füßen, wie auf einer Schüssel, so daß man die Dächer zählen kann. Diese schöne und regulär gebaute Stadt, der Hafen, die Schiffe in demselben, die weißen schimmernden Segel, die in verschiednen Entfernungen auf der wogenden, unübersehbaren, Fläche des Wassers schwimmen — alles das zusammen, meine Lieben, macht ein Gemählde, das die Seele erhebt, und wie ich noch keines sah. Zwen Stunden hab' ich es unbeweglich, in tiefer Stille, und süßem Vergessen meiner selbst, betrachtet.

Aber der Glanz dieser Stadt hat seit einiger Zeit sehr abgenommen. Der Handel, welcher die Freyheit liebt, sinkt täglich mehr unter dem Drucke des mächtigen Nachbars. So wie die Karthäuser, wenn sie einander in dem einsamen Dunkel ihrer Wohnungen begegnen, anstatt des Grußes mit sterbender Stimme sich

zurufen: memento mori! so seufzen sich die Einwohner dieser Stadt mit der Miene der Verzweiflung zu: Danzig, Danzig, wo ist dein Ruhm? — Der König von Preußen hat einen ungeheuren Zoll auf alle Waaren gelegt, die von hier in See gehen, von welcher Danzig fünf bis sechs Werste entfernt liegt.

Die Schottländer, die ihre Heeringe hiesher bringen, genießen in Danzig alle Rechte eines Bürgers, weil einmahl der Schottländer Douglas der Stadt einen wichtigen Dienst geleistet hat. Diejenigen Danziger, die ich sprach, konnten mir nicht bestimmt sagen, ob dieses Recht jetzt nicht eingeschränkt sey, und worinne der Dienst des Schottländers Douglas eigentlich bestanden habe. Ein solcher Beweis von Dankbarkeit macht der Stadt Ehre.

Hätt' ich gewußt, daß sich die Post hier so lange aufhalten würde, so hätt' ich einige



Werkwürdigkeiten Danzigs besehen können. Jetzt ist es zu spät; man spannt schon an. Vorzüglich gern hätte ich das berühmte Gemälde Eichel's in der hiesigen Hauptkirche gesehen, welches das jüngste Gericht vorstellt. Ein König von Frankreich, — ich weiß nicht welcher — hat 100,000 Gulden dafür geboten. Auch hätte ich gern den Professor Trendelenburg gesprochen, um ihm für seine griechische Grammatik zu danken, die mir bisher schon viele Dienste geleistet hat, und in Zukunft noch leisten soll.

Das prächtigste Gebäude in der Stadt ist das Rathhaus. Fast alle Häuser sind von fünf Stockwerken, und die besondre Reinlichkeit der Fenster verschönert die Ansicht. Danzig hat eigne Münze, die aber außerhalb der Stadt nicht gangbar ist, und selbst in der Stadt zieht man das preussische Geld vor.



Auf der westlichen Seite Danzigs erheben sich drey Sandberge, die ungleich höher sind, als die Thürme der Stadt. Im Fall einer Belagerung kann eine Batterie von hier aus die Stadt in Grund und Boden schießen. Auf einem dieser Berge, dem Hagelsberge, ist vor Zeiten ein Raubschloß gewesen, das weit umher Schrecken verbreitet hat. Dort zeigt man auch die Gräber der Russen, die im Jahre 1734, als Graf Münnich die Stadt stürmte, geblieben sind. Die Belagerten mußten, auf welcher Seite man stürmen würde, und so zogen sie alle ihre Stärke auf dieser Seite zusammen und fochten wie Verzweifelte. Es ist bekannt, daß Danzig von der Parthey des Stanislaus Leszinsky und gegen August den Dritten war, den Rußland unterstützte. Doch unterwarf es sich endlich.

Meine Reisegefährten, die Officiere, wollten die Festungswerke besuchen; aber die Schilb-



wächen wiesen sie zurück, und drohten zu schießen. Sie lachten über die übertriebene Strenge und giengen zurück. Die Soldaten sind größtentheils alt und schlecht gekleidet. Den Posten eines Kommandanten vertraut der Magistrat gewöhnlich einem fremden Generale, der eine große Gage zieht.

Auf der ersten Station von Danzig.

In Danzig wurde unsre Reisegesellschaft durch einen Officier, einen jungen französischen Kaufmann, und einen Magister verstärkt. Für sie und den Bedienten des Kapitäns nahm der Schirmmeister noch eine unbedeckte Fuhre in Danzig. Der Officier setzte sich zu uns auf die Postkalesche, wo auch noch ein Platz blieb, den der Magister einnehmen wollte. Aber der Franzos fieng Lermen an und bewies sein Miß-

herecht. In der That entschied auch der Schirmmeister den Prozeß zu seinem Vortheile, weil er sich eher auf der Post hatte einschreiben lassen, als der Magister. Dieser flehte nun innsündigst, daß wir doch ein wenig zusammenrücken möchten, damit er bey uns sitzen könne, indem er auf eine gelehrte Weise darthat, daß ihm bey dem Schirmmeister und dem Bedienten die Zeit lang werden müßte; aber er predigte tauben Ohren. Der Franzos, der für die Reise sehr gut gekleidet war, setzte sich triumphirend zwischen die beyden Officiere, indem er spottend den armen Magister bedauerte, der nun naß werden müßte, denn es fieng eben an zu regnen. Der Officier, unser neuer Reisegefährte, der geräumiger sitzen wollte, sahe ihn scheel an, und fieng an zu drängen. Der Franzos stellte ihm sehr höflich vor, daß es ihm zu enge würde. „Desto schlimmer für Sie,“ antwortete der Officier mit Bitterkeit,



und blies ihm Wolken von Tabaksrauch unter die Nase. Der Franzos nieste, hustete und fragte endlich, was das heißen sollte. „Das soll es heißen, daß Sie sich auf den Postwagen zu dem Magister packen.“ — Mein Herr, sagte der Franzose mit einem stolzen Blick — „Mein Herr,“ antwortete der Officier ärgerlich, „man sagt ihnen, daß Sie sich von uns fortscheren.“ — Der Franzos versicherte mit Nachdruck, daß er eben so viel Recht habe auf dem Postwagen zu sitzen, als er; aber der Officier, ein schlechter Jurist, blies ihm Asche und Feuer aus seiner Pfeife in's Gesicht, indem er sagte: der Desuv werfe gewöhnlich nach dem Rauche auch Flammen aus. Der Franzos hatte nichts zu thun, als sich abzuschütteln. Darauf stieß ihm der Officier mit seinem Degengefäße in die Seite, und der Franzose versicherte nochmahls, daß er den Postwagen auf keinen Fall verlassen würde.

Die Angriffe dauerten aber fort, und da er endlich sahe, daß er mit Gedult nichts ausrichte, so bat der arme Teufel den Officier mit Thränen in den Augen, ihn wenigstens bis zur nächsten Station in Ruhe zu lassen; dort wolle er sich auf den Beywagen setzen. Die andern Officiere, die sich satt gelacht hatten, stiegen an den Märtyrer zu bedauern, und redeten ihrem Kameraden zu, sich mit diesem Versprechen zu begnügen. Ich lachte auch; aber herzlich bedauerte ich den armen Franzosen, der jedoch sogleich alles vergaß, und wieder lustig wurde.

Jetzt bereitet man uns, während die Pferde gewechselt werden, ein leichtes Abendessen.

Wie wir aus Danzig fahren, erblickt ich das Meer, das rechter Hand in blauer Ferne schimmerte. Uebrigens fiel mir nichts Merk-



würdiges weiter in die Augen, ausgenommen ein weitläufiger Spaziergang, wo man aber nur wenig Leute sahe, denn der Himmel war rund um mit dicken Wolken umzogen. Durch die Mitte desselben geht eine große Straße, und an den Seiten sind Allein zum Spazieren.

Die Officiere hatten sich beredet; den Magister zu attackiren; aber er schlug den ersten Angriff mit solcher Geschicklichkeit ab, daß sie ihn gern in Ruhe ließen. Er geht nach Italien, um die Denkmähler des Alterthums zu sehen, und versteht, wie er sagt, mehrere morgenländische Sprachen. Er zeigte mir einen Brief von dem Grafen . . ., der ihm ein Exemplar des Korans geschickt hatte, das in Petersburg gedruckt war. Wir beyde stimmen unter einander besser zusammen, als mit den Officieren. *)

*) In der Folge hab' ich eine Nachricht von dem

Stolpe den 24. Jun. 1789.

Die Reisenden sprechen immer mit großer Mißbilligung von der Grobheit der preussischen Postkellner. Auch hat der jetzige König durch eine Cabinetsordre befohlen, daß die Postmeister den Reisenden höflich begegnen, und keinen über eine Stunde auf der Station aufhalten sollen; den Postkellnern aber wird jedes eigenmächtige Anhalten unterwegs streng untersagt. Denn die Grobheit der letztern war unerträglich. Bey jeder Schenke kehrten sie ein, um einen Krug Bier zu trinken, und die armen Reisenden mußten Stundenlang warten, oder sie durch Geld heraus zu locken suchen. Dieser

Magister Nink in dem Intelligenzblatte der Litteraturzeitung gelesen. Es wird da von ihm gesagt, daß er ein schätzbarer Gelehrter sey.



Befehl hat zwar gute Folgen gehabt; doch wird er nicht ganz pünktlich erfüllt. Wir waren zum Beispiel kaum noch eine Meile von Stolpe entfernt, als wir wenigstens eine Stunde auf die Postkillionen warten mußten, die ganz ruhig im Wirthshause aßen und tranken, ohne auf unser Schreyen zu achten. Da wir hier anlangten, so giengen alle meine Reisegefährten auf den Postmeister los, und forderten, daß er sie bestrafen solle — „mit einem Verweise?“ fragte der Postmeister — „mit dem Stocke“ antworteten die Officiere — „Ich habe nicht das Recht, sie zu schlagen.“ — „Dummer Schnack!“ sagte der Kapitän, „ich selbst werde mit ihnen fertig werden.“ Dabey stieß er auf eine fürchterliche Weise mit seinem Stocke auf den Boden. „Gewalt! Gewalt! schrie der Postmeister, „man will mich prügeln, man will mich schlagen.“ Auf einmahl änderte der Kapitän seinen Ton, und sagte ganz sanft:

„Prügeln will ich Sie nicht, aber ich werde
ihretwegen in Berlin mit dem Minister spre-
chen.“ So wie er das gesagt hatte, verließ er
das Zimmer und alle folgten ihm. „Ich lasse
das nicht so sitzen,“ murmelte der Kapitän
zwischen den Zähnen. „Nein, das kann man
nicht so lassen,“ sagten die Officiere. Unter-
dessen kamen die Postillione, als wenn sie von
nichts wüßten, und forderten Trinkgeld. Fort!
schrie der junge Lieutenant und fuhr mit ge-
ballter Faust auf sie los; aber der Kapitän
hielt ihn zurück und sagte kaltblütig: „wir
wollen uns nichts zu schulden kommen lassen.“
Die Postillione giengen hinaus — die Thüre
wurde zugemacht; aber bald darauf öffnete sie
sich wieder ganz leise — wir alle wandten die
Augen dahin, und erblickten den Kopf des
Postmeisters. „Was beliebt?“ fragte der Ka-
pitän in barschem Tone. Der Postmeister schob
sich nun vollends zur Thüre herein und fieng



an Krachfüße und Complimente vor dem Kapitän zu machen, und nannte ihn einmahl über das andre: „Herr Kapitän,“ und versicherte, daß er ihn sehr schätze, und er kenne den Major von seinem Regimente, er kenne seine Familie, und wisse, daß er Recht habe, und die Postillione, die von Stolpe aus führen, wären völlig in seiner Gewalt u. s. w. — Der Kapitän wurde gelassener, lächelte, und antwortete auf alles: „gut, gut, Herr Postmeister.“ Der Magister und ich lächelten gleichfalls; aber die Officiere sagten heimlich unter einander: Der Narr! der Poltron!

Uebrigens kann ich euch nichts Merkwürdiges weiter melden, meine Freunde, angenommen, daß es in dem Flecken Lypow, wo wir zu Mittage gegessen haben, sehr gute Forzellen und vortreflichen Bischoff giebt. Wenn ihr also einmahl nach Lypow kommt, meine

Lieben, so erinnert euch, daß euer Freund hier aß, und — laßt euch Forellen und Bischoff geben.

Hier geht der Officier ab, der den armen Franzosen so quälte, und dieser bleibt nun bey uns. Adieu!

Stargard den 26. Jun. 1789.

Von Stargard, wo wir zu Abend essen, kann ich euch nur das mit Wahrheit sagen, daß es eine artige Stadt ist, und daß man die hiesige Marienkirche unter die höchsten in Deutschland rechnet. Wir fahren durch die beyden kleinen Städte Köslin und Körlin. In der ersten fällt der große viereckige Platz in die Augen, auf welchem die Statue Friedrich Wilhelms steht. „Du verdienst diese Ehre,“



dacht' ich, indem ich die Inschrift las. Ich weiß nicht, wen man mit mehrern Rechte groß nennen kann, den Vater oder den Sohn, obgleich alle diesem letztern den Beynamen des Großen beylegen. Es kommt aber hiebey auf die Thaten an, wodurch ein Fürst seinem Vaterlande Nutzen schaffte — nicht auf Geslehrsamkeit, auf wichtige Ausdrücke, auf Autorschaft. Wer hat so viele Ausländer in's Land gezogen? Wer hat es mit Fabriken, Manufakturen und Künsten bereichert? Wer hat Preußen bevölkert? Wer hat immer den Krieg vermieden? Wer hat sich allen Ueberfluß versagt, damit seine Untertanen nicht Mangel an dem Nothwendigen litten? — Wer that dies alles? — Dies alles that Friedrich Wilhelm, dessen Statue ich in dem Städtchen gesehen habe, wo uns eine freundliche Wirthin mit einem guten Mittagessen bewirthete. Das sind undankbare Reisende, die



ein solches Mahl und eine so gute, zathätige, Wirthin vergessen. Ich wenigstens will Dich nicht vergessen, freundliche Deutsche! Wenn ich einst an das Monument Friedrich Wilhelms gedenke, so will ich immer auch Deiner liebreichen Aufnahme, Deiner angenehmen Blicke und Deiner freundlichen Worte gedenken.

„Werden wir denn Krieg haben, meine Herren Officiere,“ fragte ein alter Gastwirth in Körlin meine Reisegefährten. „Ich glaube nicht,“ antwortete der Kapitän. „Gebe Gott, daß das wahr ist,“ sagte der Gastwirth, „ich fürchte nicht die östereichischen Husären, aber wohl die russischen Kosaken. O! was sind das für Leute!“ — „Aber woher kennst Du sie?“ fragte der Kapitän. — „Woher? waren sie denn nicht hier in Körlin? Nichts entgeht ihrer Waise, und dabey haben sie ein so fürchterliches Ansehen, daß mir noch die Haut

schaudert, wenn ich daran gedenke.“ — „Da ist ein russischer Kosak!“ sagte der Kapitän, indem er auf mich zeigte. „Ein russischer Kosak!“ schrie der Wirth, und sprang in die Höhe, daß er sich mit dem Hinterkopfe an die Wand stieß. Wir alle lachten, und der Wirth lächzte. „Für diesen Spaß sollen Sie mir desto theurer bezahlen, meine Herren,“ sagte der Wirth, indem er der Magd die Kaffeekanne aus der Hand nahm.

Ich habe ein altes Raubschloß gesehen. Es liegt auf einer Anhöhe und ist auf allen Seiten mit tiefen Gräben umgeben, die sonst voll Wasser gewesen sind. Hier auf dem hohen Thurme saßen die Mutter und die Tochter am Nährahmen, und schauten aus dem Fenster, in dem der Mann und der Vater, wie ein hungriger Löwe in Wäldern und Fluren herumstrich, um Beute zu suchen. „Er kommt!“



er kommt!“ schrieen sie — und die Brücken knarzten, und ließen sich nieder — sie knarzten noch einmahl und hoben sich wieder — und der Räuber war nun sicher in den Umarmungen seines Weibes und seiner Tochter. Nun breitete man den geraubten Reichthum aus, und die Weiber jauchzten vor Freuden. Die unglücklichen Reisenden, die diesen Tag in die Hand des Bösewichts gefallen waren, wurden in das Burgverließ gestossen, das tief unter der Erde lag, wo sie Dunkel und eine verdorbene Luft umfieng, die das Athemhohlen erschwerte, und wo sie das Gerassel der Ketten bewillkommte. Manchmal eilte der unglückliche Vater zu diesen breiten Gräben, und erhob seine Stimme gegen die hohen Thürme: „Gebt mir den Sohn zurück, und nehmt alles was ich habe. Die bedauernswürdige Mutter grämt sich Tag und Nacht, die kummervolle Braut weint unaufhörlich. Gebt der Mutter den

Sohn, und der Braut den Bräutigam zurück.“ —

„Halt ein, Phantasie!“ sagte ich zu mir selbst, und — bezahlte einem ausgetrockneten Alten, und einem verkrüppelten Jungen, die mir das Schloß gezeigt hatten, zwey Groschen. Es steht schon seit langem leer, und fängt an zu verfallen.

Jetzt deckt man den Tisch für uns. Es ist ein Abschiedsmahl. Alle meine Reisegefährten, außer dem Kapitan, gehen von hier nach Stettin, wohin mich der Weg nicht führt. Wahrscheinlich sehen wir uns nie wieder; und, die Wahrheit zu gestehen, ist dieser Gedanke für mich eben auch nicht traurig. Ich würde die Vorsehung nicht Mutter nennen, wenn ich immer mit solchen Menschen leben müßte, die von nichts reden können, als von Neuen, und was dahin gehört. Selbst ihre Sprache ist

sonderbar. Ob sie gleich nicht Französisch verstehen, so mischen sie doch eine Menge französischer Wörter in's Gespräch, die sie auf eine ganz eigne Weise aussprechen; z. B. da war eine Precipice — ich habe eine schöne Ture gemacht — ich wollte es schauschiren u. dergl.

Ein junger Mensch hat unsre Gesellschaft vermehrt. Er ist der Sohn eines Postmeisters, und reist auf die Universität. Die Officiere nennen mich im Scherz Doktor; da er dies hörte, so wollte er mir seine Gelehrsamkeit zeigen, und fragte mich, wie man wohl das lateinische Wort *vario* in's Deutsche übersetzen könne. Dann fieng er an vom Geiste der Sprachen zu reden u. s. w. Der Magister hatte uns nämlich schon verlassen, sonst würde ihn dieser bald stumm gemacht haben. Die Officiere fanden keinen Geschmack an diesem



gelehrten Postmeisterssohne, und suchten ihn auf alle Weise zum Narren zu haben. Als wir hier ankamen, zog er ein Paar ungeheure Sporen aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Die Officiere, die es sonderbar fanden, daß ein junger Mensch, der auf die Unis versität geht, um zu studieren, Sporen, anstatt der Bücher, in der Tasche trägt, fiengen an zu lachen. Der Franzose sprang mit der Lorgnette herben und betrachtete die Sporen mit großer Aufmerksamkeit. Das Gelächter wurde stärker. Was finden Sie an ihnen? fragte der Kapitän. — „Bekannte Züge,“ antwortete der Franzose ganz ernsthaft, „es kommt mir vor, als hätte ich sie schon irgendwo einmal gesehen; doch nein — ich besinne mich — ich habe sie nur abgebildet gesehen — in den Kupfern zum Don Quixote.“ Jetzt lachten die Officiere unmäßig, und der Student ward böse. Nachdem wir uns satt gelacht



hatten, wandte sich der Kapitän an mich und sagte: „Wenn Sie einmahl Ihr Reisejournal herausgeben, so bitt' ich Sie, vergessen Sie die Sporen nicht!“ „Vergessen Sie die Sporen nicht!“ schrieen alle Officiere und ich versicherte sie, daß ich ihren Wunsch erfüllen würde.

Noch muß ich der Fragen erwähnen, die in den preussischen Thoren gewöhnlich sind. In jedem, noch so kleinem, Städtchen und Flecken hält man die Reisenden bey der Einz- und Ausfahrt an und fragt sie: Wer sie sind? Woher sie kommen? Wohin sie reisen? Einige scherzhafte Reisende treiben damit ihren Spaß. Sie geben sich entweder ganz lächerliche Namen, oder nennen sich bey der Ankunft so, und bey der Abreise anders, wodurch denn wunderliche Rapporte entstehen. So nennt sich z. B. der eine Lucifer, der



Andre Mammou, der dritte heist in dem ein-
nem Thore Abraham und in dem andern Isaak.
Ich hatte keine Lust zu scherzen, und deswe-
gen baten mich die Officiere bey solchen Geles-
genheiten zu thun, als wenn ich schlief, da-
mit sie für mich antworten könnten. Und so
machten sie denn einmahl aus mir den Herrn
Barakomenewerus, der von dem Berge Ara-
rath käme; dann den Arisides, der aus Athen
verjagt sey; ein andermahl den Alcibiades,
der nach Persien reife, und endlich gar den Dok-
tor Pangloß.

Berlin den 30. Jun. 1789.

Gestern, meine Freunde, bin ich in Ber-
lin angekommen, und heute hab' ich zu meis-
ner großen Freude einen Brief von euch erhal-
ten, den ich mit so großer Ungedult erwartete.



Die Nachricht, daß ihr euch wohl befindet, hat mich erheitert und beruhigt. Aber warum trauert ihr? Das war nicht unsre Abrede! Wenn ihr in Zukunft so grausam gegen euch und euren Freund seyn werdet, der trotz der Entfernung von einigen tausend Wersten noch immer den wärmsten Antheil an euren augenblicklichen Unannehmlichkeiten nimmt; so wird er, zur Vergeltung sich vom Morgen bis zum Abend betrüben.

Mein letzter Brief an euch war aus Stargard. Wir fuhren von da um Mitternacht weg. Außer dem Kapitän, hatt' ich noch zwey Reisegefährten, einen Officier, der in's Reich auf Werbung gieng und einen Stargardischen Kaufmann. Ich hatte mich hinten auf mein Felleisen gesetzt, und konnte nun die Füße bequem ausstrecken, und mich legen, indem ich die Kissen unter den Kopf nahm. Mein Rücken wurde wieder gerade, die Wallung im



Blate legte sich, der stoßende Postwagen schien mir eine einschläfernde Wiege, und, indem ich mich für den glücklichsten Sterblichen pries, schlief ich fest ein, und wachte nicht eher auf bis auf der nächsten Station, wo man mich weckte, Kaffee zu trinken.

Ungefähr zehn Meilen vor Berlin verließ uns der Kapitän. Wir nahmen von einander Abschied, wie alte Freunde, und ich mußte ihm mein Wort geben, ihn in Königsberg zu besuchen, wenn ich wieder zurück durch diese Stadt reiste. „Wir müssen uns wenigstens noch einmahl in diesem Leben sehen,“ sagte er, indem er mir die Hand drückte, „besuchen Sie mich und erzählen Sie mir dann, was Sie in der Welt sahen.“ — „Gut, gut, Herr Kapitän! Bleiben Sie unterdessen gesund.“ — Und so trennten wir uns. In der letzten Nacht unsrer Reise, da wir uns Berlin nä-

herten, fieng ich an daran zu denken, was ich dort thun wollte, und wen ich sehen würde. Des Nachts sind alle Bilder unsrer Phantasie lebendiger, und so stellte ich mir den lebenswürdigen A. so lebhaft und deutlich vor, wie er mir mit seiner Pfeife entgegen kam und ausrief: „Was seh' ich? Bist Du es, Bruder Hansen? Willkommen in Berlin!“ daß sich meine Arme ausstreckten, ihn zu umfassen; aber anstatt des theuren Freundes, der in diesem Augenblick so weit von mir entfernt war, hått' ich bald ein nasses Frauenzimmer umarmt, die mit uns auf dem Postwagen saß. „Aber wie ist das nasse Frauenzimmer zu Ihnen gekommen?“ Das sollen Sie erfahren. Nach Sonnenuntergang fieng es an zu regnen, und die Nacht war stockfinster. Auf einmahl hielt der Postwagen still; der Schirrmeister, der bey uns saß, sahe heraus und fieng an mit jemanden zu murmeln; darauf kehrte er sich zu uns



und sagte: „Meine Herren, erlauben Sie, daß ein ehrliches Frauenzimmer einsteigen darf, um mit auf den nächsten Flecken zu fahren. Der Regen hat sie bis auf die Haut durchweicht, und sie fürchtet krank zu werden.“ — „Ist sie hübsch,“ fragte der Werbofficier. — „Jetzt ist es dunkel,“ antwortete der Schirrmeister. — „Nun, laß sie kommen,“ sagte der Officier — Ich und der Kaufmann waren es gleichfalls zufrieden. Das Frauenzimmer stieg ein, und war in der That durch und durch naß, so daß wir von ihr so weit wegrückten, als wir konnten. Der Officier ließ sich mit ihr ins Gespräch ein, und erfuhr, daß sie seit fünf Jahren an einen Schneider verheyrathet sey, drey Kinder habe, und ihren Mann so liebe, daß sie sich nie von ihm zu trennen wünsche; sie erzählte ferner, daß sie bey ihrem Onkel, einem reichen Kaufmanne, der mit ausländischen Waaren handle, zu Abend geessen habe, und

daß sie zu Fuße nach Hause gegangen wäre, um den schönen Abend zu genießen, da es gar nicht nach Regen ausgesehen habe; auch habe sie von ihrem Onkel ein Buch mitgenommen, *Trenk's* Leben, in welchem sehr wunderbare Begebenheiten beschrieben würden, und zwar sey alles wahr, und wirklich so geschehen. Die Tochter ihres Onkels, die schon neunzehn Jahr alt sey, habe eine ganze Nacht nicht geschlafen, um dies Buch zu lesen, und die folgende Nacht sey ihr *Trenk* mit Ketten belastet im Traume erschienen, und sie habe so geschrien, daß ihr Vater mit Licht herbengelauften sey, um zu sehen, was ihr fehle, u. s. w. — Dies ist die Geschichte von der nassen Frau!

„Aber wenn ich ihn nun nicht in Berlin finde,“ fiel mir auf einmal ein, und in demselben Augenblicke fuhr eine Kalesche bey uns



vorbey. Kaum konnt' ich mich enthalten, zu schreyen: Halt! — „Das ist er gewiß,“ dacht ich, „das ist er gewiß! Lebe wohl, Theurer! reise glücklich in unser Vaterland zu Deinen Freunden! Du wirst auch meine Lieben sehen — Du wirst sie sehen, und kannst ihnen nichts von mir sagen.“ Unterdessen kamen wir auf die Station. Ich gieng sogleich zum Postmeister ihn zu fragen, wer in der Kalesche gefessen habe. — „Ein russischer — Kaufmann aus Riga,“ antwortete er. Ich hätte vor Freuden springen mögen, daß es nicht A. war.

In einiger Entfernung von Berlin fängt eine herrliche Kastanienallee an, und der Weg wird besser und muntreer.

Von der Ansicht Berlin's kann ich nicht urtheilen, weil der unaufhörliche Regen in die Ferne zu sehen verhinderte. Am Thore wurden wir angehalten. Ein Sergeant kam an

den Postwagen und fragte: „Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Was führt Sie nach Berlin? Wo werden Sie wohnen? Werden Sie lange hier bleiben? Wohin reisen Sie von hieraus?“ Auf alle diese Fragen muß' ich antworten. —

Eine herrliche Stadt! rief ich, indem wir durch die geraden Straßen fuhren. Der Wagen hielt am Posthause. Hier frag' ich nun vor allen Dingen den Postsecretär, wo A. wohne. — „Wie so,“ antwortete er mit einer Kaltblütigkeit, die geradezu mit meiner Ungeduld contrastirte, „er ist nicht mehr hier.“ — Er ist nicht hier? — „Nein! mein Herr,“ antwortete er, und fuhr fort die Briefe zu ordnen. — Und wo ist er denn? — „Er ist nach Frankfurth am Main gereist. Gehen Sie zu Ihrem Popen, er kann Ihnen mehr von ihm sagen, als ich.“ — Es ist hart! rief ich aus,

und warf mich, die Hand gegen die Stirne, in einen Stuhl. Der Secretär sahe mich lächelnd an. „Sie glaubten ihn wahrscheinlich hier zu finden?“ fragte er. — Ja, mein Herr, ich glaubt' es, und — habe mich getäuscht. — Mit diesen Worten sprang ich auf und wollte gehen. „Warten Sie noch,“ sagte der Secretär, „man muß erst ihr Felleisen durchsuchen.“ Man brachte das Felleisen, durchsuchte es, und nachdem ich dem Visitator ein Achtgroschensstück in die Hand gedrückt hatte, ließ ich mich in den Gasthof Roi d'Angleterre setzen. Ein Soldat nahm meine Sachen, und ich folgte ihm, indem ich dachte: „Mußt' er auch gerade jetzt wegreisen, da ich hier ankomme? Es war also nichts, als ein Traum, als ich mir vorstellte, wie ich ihn hier sehen, und was ich ihm sagen würde? Es thut weh, sich so zu betrügen.“

„Ich bedaure, mein Herr,“ sagte Herr Blum, der Wirth zum Könige von England, in der Brüderstraße, „ich bedaure, daß ich keinen Platz mehr für Sie habe. Alle Zimmer in meinem Hause sind besetzt. Ich glaube, Sie wissen's, daß unser König Gäste hat. Seine Schwester, die Erbstatthalterin, ist hier. In Berlin wird's jetzt lustig zugehen, und viele Herrschaften sind deswegen hier angekommen. Glauben Sie wohl, daß ich heute wohl schon zehn Fremde abgewiesen habe?“ — Und also, Herr Blum? — „Sie kommen aus Rußland?“ — Aus Rußland. Also? — „Alles sieht bey Ihnen kriegerisch aus?“ Ja, Herr Blum, bey uns ist Krieg. Und also bleibt mir nichts übrig als — — „Hören Sie, so eben ist ein Zimmer bey mir leer geworden, und Sie können es beziehen. Was machen denn die Türken?“ — Lassen Sie mir das Zimmer anweisen, und hernach, wenn es Ihnen gefällig ist — „Gehz

gut! sehr gut! Kommen Sie.“ — Er brachte mich nun in ein kleines Zimmer mit einem einzigen Fenster. „Ist es nicht recht artig, ist es nicht recht niedlich?“ — Ich bin zufrieden, Herr Blum. Darauf kam der Barbier, der Perückenmacher, und Herr Blum gieng nicht von der Stelle und sprach unaufhörlich, und endlich fiel es ihm auch ein, mir zu erzählen, was man bei uns in Rußland mache. Hören Sie, Herr Blum, sagte ich, dies alles hat man Ihnen wahrscheinlich am ersten April alten oder neuen Styls geschrieben. — „Wie, mein Herr?“ — Wie es Ihnen gefällig ist, antwortete ich, nahm meinen Stock, gab Herrn Blum die Hand, und gieng aus.

Der Mensch ist zur Geselligkeit und Freundschaft geboren — Diese Wahrheit fühlte mein Herz lebhaft, als ich zu D. gieng. Wie sehr wünscht' ich nur etwas von den Liebens-



würdigen Eigenschaften unsers A. in ihm zu finden. Wie wünscht ich ihn lieben zu können, und mit ihm aus der ganzen Fülle meines freundschaftlichen, aufrichtigen Herzens reden zu können! Dem Himmel sey Dank! ich fand was ich wünschte. Ich fand an D. einen liebenswürdigen, gutherzigen und aufrichtigen Mann! Er liebt sein Vaterland, und ich liebe es auch. Er liebt A. und ich liebe ihn auch. Er ist von Natur offenherzig, und ich bin es auch. Mussten wir also nicht bald bekannt werden? Wir schwatzten bis gegen Abend, und er begleitete mich nach Hause.

Kaum waren wir auf der Straße, so mußte ich mir die Nase zuhalten vor dem Gestanke, den die Unreinigkeiten aller Art verursachen, die man in die Kanäle schüttet. Warum reinigt man sie nicht? oder haben die Berliner keinen Geruch? D. führte mich un-



ter die Linden; in der That ein herrlicher Spaziergang! In der Mitte sind Alleen zum Spazieren, und an den Seiten ist Pflaster. Lebt man hier reinlicher, oder verbessern die Däfte der Linden die schlechte Luft— ich fühle wenigstens hier nicht den geringsten unangenehmen Geruch. Die Häuser sind zwar nicht so hoch, wie einige in Petersburg, aber sie sind sehr schön. In den Alleen, die über tausend Schritte lang sind, spazierten viele Menschen. Wir gingen einigemahl auf und ab, und dann brachte mich mein Landsmann nach Hause.

Raum hatte ich mich in meinem Zimmer niedergesetzt, um Thee zu trinken, als Herr Blum mit einem Papiere erschien. „Sie müssen dies beantworten,“ sagte er, indem er mir das Papier reichte. Ich fand hier dieselben Fragen, die man am Thore gethan hatte, mit einer vermehrt, nämlich: zu welchem Thore

ich hereingekommen sey? Diese Fragen waren gedruckt, und ich mußte unter jede die Antwort schreiben. „Dies kommt in die Policey,“ sagte Herr Blum, „und dort untersucht man, ob Sie am Thore dasselbe gesagt haben, was hier niedergeschrieben ist. Alsdann fest man Sie in die Zeitungen.“

Heute morgen gieng ich mit D. in der Stadt herum. Berlin ist in Rücksicht der regelmäßigen Straßen und der prächtigen Gebäude gewiß eine der schönsten Städte Europas. Auch tragen die großen Plätze, wie der Wilhelmsplatz, der Gensdarmenplatz, der Dönhofsche Platz u. zur Verschönerung der Stadt vieles bey. Auf dem ersten sehn vier marmorne Bildsäulen berühmter preussischer Generale: Schwerin's, Keith's, Winterfeld's und Seidlitzens. Schwerin hält die Fahne in der Hand, mit welcher



er sich in dem heißen Treffen bey Prag unter die Feinde warf, indem er seinem Regimente zurief: Kinder, mir nach! Er starb hier den Tod des Helden, und der König bedauerte den Verlust dieses geschickten und tapfern Generals mehr, als die Niederlage von zwanzigtausend Soldaten. — Als Friedrich Reithen in seine Dienste nahm, sagte er: ich habe viel gewonnen. Friedrich kannte die Menschen. Reith leistete ihm wichtige Dienste. — Man sagt, daß der Graf Peter Alexandrowitsch Rumänzow Winterfelden ähnlich sieht. Ich bin nie so glücklich gewesen, unsern transdanubischen Helden zu sehen, und deswegen konnte ich die Ähnlichkeit in dem Marmor, der Winterfelden vorstellt, nicht suchen. — Seidlitz, ein feuriger und rascher Krieger, war Friedrichs Liebling. Doch tadelt man, bey dem gerechten Lobe, das man seinen Verdiensten beylegt, einige Schwär-



hen an ihm, von welchen man sogar behauptet, daß sie die Ursache seines frühzeitigen Todes gewesen sind. Er starb nicht auf dem Felde der Ehre, sondern auf einem qualvollen Krankenlager. Der König trauerte über seinen Tod, wie über den Tod seines Lieblings. Auf diese Weise wollte Friedrich das Andenken seiner Heerführer auf die Nachwelt bringen. Der junge Krieger fühlt bey'm Anblicke ihrer Bildsäulen den Wunsch, den Helden nachzueifern, um auch dereinst im Andenken der Nachwelt zu leben. Ich selbst blicke gern auf die Monumente berühmter Männer, und erinnere mich dabey mit Vergnügen ihrer Thaten. Auf der sogenannten langen Brücke, die über die Spree führt, steht die metallne Bildsäule Friedrich Wilhelms des Großen. Als die Russen hier waren, hieben einige Soldaten zum Zeitvertreibe mit ihren Säbeln auf dies Denkmahl. Man zeigte mir noch die Spur



ren davon, deren Publick keine angenehmen Erinnerungen bey den Berlinern erregt.

Darauf giengen wir auf die königliche Bibliothek. Sie ist groß und weitläufig — und das ist auch alles, was ich davon sagen kann. Vorzüglich ist mir ein herrliches anatomisches Werk mit Abbildungen aller Theile des menschlichen Körpers aufgefallen, wofür der verstorbne König 700 Thaler bezahlt hat. Es sind mehrere orientalische Handschriften hier, die ich aber nur obenhin angeblickt habe. Man zeigte mir auch ein deutsches Manuscript von Luther; ich konnte aber fast gar nichts herausbringen, da ich noch nie Handschriften aus diesem Zeitalter gesehen hatte. Es ist eigentlich verboten, Bücher mit nach Hause zu geben; doch kann ein bekannter Mann, der dem Custos der Bibliothek etwas dafür giebt, welche bekommen. Und auf diese Art nahm D. für mich



Nicolai's Beschreibung von Berlin, die ich gern durchsehen wollte. Bibliothekar ist jetzt D. Viester, der auch in diesem großen Gebäude wohnt.

Die Tischgesellschaft bey Herrn Blum bestand aus dreyßig Personen — Officieren, Fremden und einheimischen Kaufleuten, und ansehnlichen sächsischen Baronen, die nach Berlin zu den Festlichkeiten gekommen waren. Jetzt bereitet sich alles zum Empfange der Erbstatthalterin, die übermorgen mit dem Könige aus Potsdam hier eintreffen wird. Und dies, so wie die Räuber, die bey Oranienburg die Post überfallen haben, sind jetzt die einzigen Gegenstände der Unterhaltung. Nach Tische brachte mir D. einen Brief von Euch, meine Freunde, und eine Stunde darauf giengen wir in den Thiergarten. Er erstreckt sich von Berlin bis nach Charlottenburg, und enthält



verschiedne Alleen. Einige derselben gehen in der Länge durch, andre in die Quere und noch andre schräge und durchkreuzen sich. Ein herrlicher Lustort! Lange suchte ich die Allee, von welcher mir einstens N. folgendes schrieb: „Ich habe im Thiergarten eine lange Allee gefunden, die aus alten Fichten besteht. Das Dunkel und das unveränderliche Grün der Bäume erregt in der Seele eine gewisse heilige Ehrfurcht. Ich werde nie einen Morgen vergessen, an welchem ich allein im Thiergarten herumging, und versunken in dem Strome meiner Einbildungskraft, die, wie Du weißt, gern in's Dunkle mahlt, auf einmahl in dieser Allee stand. Bis an diesen Ort hatte mir die Morgensonne geleuchtet, und nun verschwand hier alles Licht. Ich erhob die Augen und sahe vor mir diesen dunkeln Gang. Nur in der Ferne bey'm Ausgange schimmerte das Tageslicht. Ich blieb stehen und schaute



lange. Endlich kam mir ein Gedanke — Ist dies nicht, dacht ich, ist nicht dieses Dunkel ganz das Bild deines Zustandes, wenn du einst, getrennt von dem Körper, die unbekannte Bahn betreten wirst? Dieser Gedanke wurde so lebendig in mir, daß ich mich schon dachte, wie ich, von dieser irdischen Bürde befreit, dem schimmernden Lichte zueile. — Von dieser Zeit an besuch ich allemahl, wenn ich in den Thiergarten komme, diese Allee, und da denk ich oft an Dich.“ — Liebenswürdiger Schwärmer! Ich dachte auch an Dich, da ich in diese Allee trat, und vielleicht stand ich an derselben Stelle, wo Du Dich meiner erinnertest. Vielleicht stehst Du auch einst wieder hier, aber dann bin ich weit, weit von Dir entfernt.

Im Thiergarten sind viele Kaffeehäuser. Wir giengen in eins derselben, um unsern



Durst mit Weißbiere zu löschen, das mir aber gar nicht schmecken wollte. —

Der Garten des Prinzen Ferdinand, in welchen wir aus dem Thiergarten giengen, steht jedem ordentlich gekleideten Menschen offen. Aber ich nehme nicht tausend solcher Gärten für den einzigen Thiergarten. Der Prinz gieng selbst herum und erwiederte unsre Verbeugung mit einer finstern Miene. — Es schlägt ein.

Den 1. Jul.

Nachdem ich heute morgen bey Herrn M., gewesen war, an welchen ich einen Brief aus Moskwa hatte, so gieng ich zu dem bekannten Schriftsteller und Buchhändler Nicolai. Er wohnt gleichfalls in der Brüderstraße. Er

nahm mich mit einer solchen ungezwungenen Höflichkeit auf, wie sich von einem deutschen Gelehrten und Buchhändler gar nicht erwarten ließ. „Man kennt Sie auch in Rußland,“ sagte ich zu ihm, „und weiß, daß Ihnen die deutsche Litteratur zum Theil ihre Fortschritte dankt; und ich habe, bey meiner Ankunft in Berlin, geeilt, den Freund Lessings und Mendelssohns zu sehen.“ — „Ich danke Ihnen,“ antwortete er lächelnd, und nöthigte mich auf den Sopha. Mit einem Reisenden ist's am natürlichsten vom Reisen zu sprechen. Da also Nicolai hörte, daß ich in die Schweiz reisen würde, so unterhielt er mich von dem Vergnügen, welches die Betrachtung dieses merkwürdigen Landes gewährt, wo er vor einigen Jahren selbst gewesen war. Darauf lenkt ich das Gespräch auf den Jesuitismus.

Ihr müßt nämlich wissen, daß man seit einiger Zeit in Deutschland — oder viel-



mehr in Berlin, und Nicolai ist zuerst darauf verfallen — anfängt in Reden und Schriften zu behaupten, als wenn es heimliche Jesuiten gäbe, die sich aus allen Kräfte bemühten, Europa von neuem zu beherrschen; als wenn Cagliostro und andre seinesgleichen Emiffare der Jesuiten wären, die deswegen in die Welt geschickt würden, um leichtgläubige Menschen durch große Versprechungen zu blenden, und sie so in die Gewalt der geheimen jesuitischen Obern zu bringen u. s. w. Seitdem suchte man nun überall, unter Gelehrten und Ungelehrten, unter Geistlichen und Soldaten, verkappte Jesuiten. Auch noch man in den Schriften mancher Schriftsteller etwas Jesuitisches. Ein fürchterlicher Krieg erhob sich, und die von Gedike und Viester herausgegebne Berlinische Monatschrift wurde der Tummelplatz der Streiter. Man schmolz in der Folge den Ratho-



Nicism mit dem Jesuitismus zusammen,
und bewies, daß dieser und jener bekannte
protestantische Gelehrte ein heimlicher Katho-
lik sey. Man warnte vor diesen gefährlichen
Leuten u. s. w. Diejenigen, welche man meyn-
te, wurden böse, stiegen an zu schimpfen, und
schrieen, die Berliner phantasirten. Und dies
alles dauert bis jetzt noch fort. Nicolai
sagte mir folgendes darüber: „Es ist notorisch,
daß die Jesuiten überall Verbindungen, und so-
gar ihre eignen Banken und Bankiers, hatten.
Und wenn gleich ihre Gesellschaft äußerlich un-
ter dem Papste stand, so war doch ihr Zweck
geheim, und nur im Innern des Ordens be-
kannt. Konnte der Papst, indem er den Orden
aufhob, auch ihn gänzlich vernichten? Stand
es in seiner Gewalt, die innern Obern oder die
Bewahrer der Geheimnisse dahin zu bringen,
daß sie ihr Ziel aufgaben? Sind nun alle ge-
heime Kanäle, deren sie sich bedienten, ver-

stopft? Haben ihre Banken aufgehört? — Ich habe nur Vermuthungen vorgelegt, und wollte nichts weiter, als die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenken. Meine Hypothese, schien es, konnte manche Erscheinungen unsrer Zeit erklären. — Was aber den Katholicismus betrifft, so hat jeder Protestant Ursache zu wünschen, daß er sich nicht weiter ausbreite. Wir können, Gott sey Dank! über alles urtheilen, wir können unsre Vernunft gebrauchen; aber der Geist des Katholicismus leidet durchaus keine Freiheit im Denken, und schlägt die Vernunft in Fesseln. Wenn Sie die Werke der Deutschen lesen, so merken Sie gewiß einen großen Unterschied zwischen denjenigen Schriften, die in protestantischen Ländern erscheinen, und zwischen jenen, die in katholischen Provinzen herauskommen. In welchen ist mehr Aufklärung?“ — Das ist alles recht gut, sagte ich, warum aber mit einer solchen Unanimität

gegen einige achtungswürdige Männer bloß deswegen schreiben, weil sie die Existenz geheimer Jesuiten bezweifeln, und nicht glauben wollen, daß die Katholiken den Protestanten gefährlich werden könnten? Soll ich's Ihnen gestehen, ich habe die Antwort des D. Bießer an Garve, der doch unstreitig einer Ihrer ersten Philosophen ist, und seine Meynung mit solcher Bescheidenheit vorgetragen hatte, nicht ohne Unwillen lesen können. — „Doch hat jetzt Garve einige seiner Gedanken über diesen Gegenstand geändert, und wir sind deswegen mit Fleiß zusammengekommen. Man darf durchaus nicht glauben, daß die Katholiken ganz aufgehört hätten, Proselyten zu machen. Der Lehrsatz ihrer Kirche ist bekannt, daß außer ihr kein Heil sey, und sie suchen also, aus einer gewissen Menschenliebe, das Gebiet der Kirche zu erweitern. Mit einem Worte, Vor- sicht war nöthig. Uebrigens verantwortet jeder

für sich. Wenn einige zu weit gegangen sind, so bin ich nicht schuld. Nur ist es auch wahr, daß man uns manches falsch auszulegen sucht, wozu Stark *) und Consorten ihre Ursachen haben. Auch ist es möglich, daß die Sache, die aus guten Absichten angefangen ist, einige üble Folgen haben kann; stiftet sie aber doch ungleich mehr Gutes, so bleibt es immer eine gute Sache.“ — Morgen reiset Nicolai in's Bad. „Das Reisen ist für mich Arzenei,“ sagte er. Nachdem ich ihm meinen Namen auf eine Karte geschrieben hatte, wünscht ich ihm

*) Doktor Stark ist Hessendarmstädtischer Hofprediger. Ihn eben haben die Berliner als einen heimlichen Katholiken, Jesuiten und Schwärmer bey'm Publikum denunciirt. Er verfluchte deswegen die Herausgeber der Berlinischen Monatschrift, verlor aber seinen Proceß, und schrieb nun ein dickes Buch gegen seine Angeber.



glückliche Weise, und er entließ mich eben so
höflich, als er mich empfangen hatte. — Ich
bedauere sehr, daß er wegreißt, denn ich hätte
gern, in den Stunden seiner Muße, noch über
manches mit ihm gesprochen. Zwar gesteh'
ich, daß mein Herz den Ton nicht gut heißen
kann, in welchem die Herren Berliner schrei-
ben. Wo soll man Duldung suchen, wenn so-
gar die Philosophen, die Aufklärer —
so nennen sie sich wenigstens — so viel Haß
gegen diejenigen zeigen, die anders denken,
als sie? Das ist nach meiner Meinung der
wahre Philosoph, der mit jedem in Frieden
lebt, und der auch diejenigen liebt, die anders
denken, als er. Es ist Pflicht, die Verirrun-
gen des menschlichen Verstandes mit edlem Ei-
fer anzuzeigen, aber fern sey alle Bosheit!
Sage dem Menschen, daß er irrt, und worin-
ne; aber schmähe nicht sein Herz, und sprich
ihm deswegen nicht allen Verstand ab. D!



Menschen, Menschen, unter welchen Vorwänden quält ihr euch nicht?

Lavater ist einer von denen, welche die Berliner bey jeder Veranlassung necken, und nach ihnen ist er, wenn kein Jesuit, doch wenigstens ein großer Schwärmer. Ich bin kein Anhänger von Lavater, und in sehr vielen Stücken denk' ich anders, als er; aber doch bin ich überzeugt, daß man seine physiognomischen Fragmente auch dann noch lesen wird, wenn man schon längst vergessen hat, daß irgendwo der achtbare Doctor Vieffer gelebt hat. Doch lassen wir sie; —

Im Aeußerlichen hat Nicolai nichts besonders Anziehendes; aber doch liegt etwas Achtungerregendes darinne. Er ist lang, hager, braun; und Lavater sagt in der Physiognomik von ihm, daß seine hohe Stirne viel Scharfsinn verräth.



Bei Herrn Blum wohnt auch ein junger schwedischer Kaufmann. Heute, indem wir bey Tische saßen, kam der schwedische Legationssecretär, und rief ihn hinaus. Nach fünf Minuten kam unser Schwede mit einem heitern Lächeln zurück, und erzählte der ganzen Tischgesellschaft, daß die Schweden einen Vortheil über die Russen erhalten hätten. Der dänische Legationssecretär, der mit uns speiste, fing an über seinen patriotischen Eifer zu spötteln. Die preussischen Officiere wollten die genauern Umstände dieses Vorfalles wissen; aber der Schwede wußte sie selbst nicht. „Wie kann man also Ihrer Erzählung glauben?“ sagte der Däne, *) „wir wollen erst die Bestätigung erwarten.“ — Was für Bestätigung?

*) In der Folge wies sich's wirklich aus, daß es ein falsches Gerücht war.



schrie der Schwede, ich bin Ihnen Bürge dafür. — Der Däne lachte, und der Schwede wurde hitzig. Unterdessen trat Herr Blum zu mir, und bat mich inständig, mich nicht in das Gespräch einzulassen. „Was brauchen Sie sich drein zu mengen?“ sagte er, Sie sehen, daß der Schwede sehr hitzig ist. Bewahre mich Gott! wenn etwas zwischen Ihnen in meinem Hause vorfiel.“ Ich versicherte ihn, daß es nicht dazu kommen sollte. Nach Tische aber konnt' ich's nicht länger aushalten. Ich trat zu dem Schweden und ließ mich mit ihm in's Gespräch ein. Sogleich stog Herr Blum herbey und sahe bald auf mich, bald auf den Schweden, indem er sich fertig hielt, das Feuer im ersten Ausbruche zu ersticken. Aber es blieb alles friedlich, der Schwede war in Russland gewesen und hatte mich sogleich an meiner Uniform für einen Russen erkannt. „Zu Anfang des Krieges,“ sagte er, „schickte



man mich aus Petersburg fort, ob ich gleich gern dort geblieben wäre.“ — Beklagen Sie sich über Ihren König, antwortete ich, der uns den Krieg so ohne alle gerechte Ursachen ankündigte. — Hier zupfte mich Blum bey'm Arme, weil er fürchtete, der Schwede möchte böse werden; aber er sagte lächelnd: „Die Könige handeln nicht nach den Regeln, die für uns und andre Privatleute Gesetze sind.“ — „Das sagt Friedrich,“ murmelte ein preussischer Major zwischen den Zähnen, der noch bey Tische saß. — Hier kam D. zu mir und Herr Blum war sehr froh, daß ich auf mein Zimmer gieng; er fürchtete noch immer ein Duell.

Nach dem Essen war ich in der Garnisonkirche, um die Monumente berühmter Krieger zu besehen. Dort ist Kleist neben Schwersin und Winterfeld, der lebenswürdige



Kleist, der unsterbliche Sänger des Frühlings,
der Held und Patriot. Wiset Ihr sein En-
de? — Im Jahre 1759 in der heien Schlacht
bey Kunnersdorf commandirte er ein Batails-
lon, nahm drey Batterien und führte seine
Soldaten unter dem stärksten Kanonensfeuer
gegen die vierte. Es wurden ihm zwey Fin-
ger der rechten Hand abgeschossen. Er nahm
den Degen in die linke. Eine Kugel zerschmet-
terte ihm die linke Schulter, er nahm den
Degen wieder in die rechte Hand. Und in
demselben Augenblicke, wo der tapfere Kleist
auf die feindliche Batterie steigen wollte, zer-
schmetterte ihm eine Kartatschenkugel den Fu.
Er fiel und schrie noch seinen Soldaten zu:
Kinder, verlat den König nicht! Die Kosak-
en kamen, zogen ihn aus, und warfen ihn in
einen Sumpf. Wer wird sich nicht wundern,
da er in diesem Augenblicke noch recht herzlich
ber die sonderbare Physiognomie und die



Handgriffe eines Kosaken lachen konnte, der ihm die Kleider abzog. Endlich schloß er aus Mattigkeit ein, und ruhte so sanft, als läge er in seinem Zelte. In der Nacht fanden ihn unsre Husaren. Sie zogen ihn auf's Trockne und legten ihn auf Stroh an's Feuer. Auch bedeckten sie ihn mit einem Mantel, und einer von ihnen wollte ihm sogar einige Thaler in die Hand stecken; da er aber dies Geschenk nicht nehmen wollte, so warf es der Husar mit einer ärgerlichen Miene auf den Mantel und sprengte mit seinen Kameraden davon. Gegen Morgen sahe Kleist einen unsrer Officiere, den Baron Budberg, und sagte ihm seinen Stand und Namen. Der Baron ließ ihn sogleich nach Frankfurth bringen. Dort verband man ihm seine Wunden, und er besprach sich unterdessen ganz heiter mit dem Philosophen Baumgarten, einigen andern Gelehrten und unsern Officieren, die ihn besuchten. Nach



einigen Tagen starb er mit der Standhaftigkeit eines Stoikers. Alle unsre Officiere, die sich in Frankfurt befanden, waren bey seiner Beerdigung. Einer von ihnen bemerkte, daß auf seinem Sarge der Degen fehlte. Sogleich legte er den seinigen mit den Worten darauf: Ein so braver Officier darf nicht ohne Degen begraben werden. — Kleist gehört unter meine Lieblingsdichter. Der Frühling würde nicht die Reize für mich haben, wenn nicht Kleist und Thomson seine Schönheiten so trefflich beschrieben hätten.

Den 2. Jul.

Heute morgen ist der König mit seiner Schwester, der Erbstatthalterin, hier angekommen. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie pomps ihr Empfang war. Die ganze Bürgerschaft



stand unter dem Gewehre, und Fein Essernbeer kann so bunt seyn, als diese Fronte. Die Officiere unterschieden sich von den Gemeinen nur dadurch, daß ihre Hüpfen höher gebunden waren. Während sie die Erbstatthalterin erwarteten, gieng die Branntweinflasche herum; und schon sah man hier und da Köpfe zusammenstoßen. Die Hauptleute giengen umher, und ermahnten ihre Mitbürger „das Gewehr ja recht hübsch zu präsentiren.“ — Natürlich, natürlich, schriegen diese, wir wollen gewiß nicht auf die Nase fallen. — Es war unmöglich sich des Lachens bey dieser Farce zu enthalten. — Die Kaufmannschaft in rothen Kleidern unter der Anführung eines Bankiers war der Erbstatthalterin entgegengeritten. — Und dafür, daß ich über die Berlinischen Bürger gelacht, und die Erbstatthalterin, mit ihrem Bruder, dem König von Preussen, gesehen hatte, wurde ich durch und durch naß.



Jetzt fangen hier Schmausereien und Lustbarkeiten an; und dann giebt's vielleicht gar eine Hochzeit. — Jetzt geh' ich in's Theater.

Um 10 Uhr in der Nacht.

Seit langem bin ich nicht so angenehm erschüttert worden als heute im Schauspielhause; man führte Menschenhaß und Neue von Herrn Nozebue, einem Einwohner Nevals, auf. Baron Meinan, ein Mann von dreßsig Jahren, heyrathet die fünfzehnjährige Eulalia. Sie leben einige Jahre glücklich. Eulalia verehrt in ihrem Gemahle den verständigen Mann, und er sucht ihr alles mögliche zu Gefallen zu thun. Aber auf einmal verliehrt er bey einer unglücklichen Gelegenheit sein halbes Vermögen. Er muß sich nun einschränken, und diese neue Wirthschaft



gefällt natürlich Eulalien nicht. Um diese Zeit fängt ein junger Mann, der dem Baron sein ganzes Glück zu verdanken hat, an, sich nach und nach in das Herz Eulaliens einzuschleichen. Und wodurch? — Weder durch vorzügliche Schönheit, noch durch außerordentlichen Verstand, noch durch seltne Tugend; sondern dadurch, daß er jeder weiblichen Laune fröhnt, jeden ihrer Wünsche, noch eh' er entsteht, erräth, ihr schmeichelt und jedes Vergnügen zu verschaffen sucht. In einem jungen weiblichen Herzen ist keine standhafte Neigung zu suchen. Die Liebe zu diesem jungen Menschen ersticht in Eulaliens Herzen die Liebe zu ihrem Gemahl, und verblendet sie so sehr, daß sie die Tugend, ihren Mann und ihre Kinder vergißt und mit dem Verführer entflieht. Dieser Schlag war für Meinau durchaus unerwartet. Er verläßt sein Haus, flucht den Menschen, flieht vor ihnen und schweift ohne Zweck aus



einem Lande in's andre. Unterdeffen verläßt der flatterhafte Jüngling, nachdem seine Leidenschaft befriedigt ist, Entalien. Da öffnen sich ihre Augen. Sie fählt ganz das Schreckliche ihrer Lage, und alle Schande und alles Unglück eines lasterhaften Weibes. Endlich geht sie, unter dem angenommenen Namen Frau Müller, als Haushälterin in das Haus der Gräfin Wintersee, und lebt auf dem Lande in einer beständigen Einsamkeit und in unablässigem Kummer. Nur manchemal wagt sie einige Erheiterung in stillen Wohlthaten zu suchen. — Das Ungesähr fährt den Baron Meinau in dieses Dorf. Er bleibt dort einige Zeit, und lebt in einem kleinen Häuschen, am Ende des Thiergartens, läuft in den Wäldern herum, liest Zimmermanns Buch über die Einsamkeit, und verwünscht jedes menschliche Wesen. Hier fängt das Stück an. Der Graf und die Gräfin Wint



tersee kommen auf's Land. Baron von der Horst, der Bruder der Gräfin, der mit ihuen kommt, verliebt sich in Madame Müller, und entdeckt sich seiner Schwester darüber. Die Gräfin liebt ihre Haushälterin, und da sie weiß, daß sie von keinem niedrigen Stande ist, so widersezt sie sich dem Entschlusse ihres Bruders, sie zu heyrathen, nicht, und nimmt es fogar über sich, mit ihr über seine Liebe zu sprechen. Hier erzählt denn Eulalia der Gräfin ihre Geschichte. „Sie werden mich verachten,“ sagt sie, „es mag seyn. Die Gerechtigkeit des Himmels verlangt von der aufrichtigen Reue ein Opfer. Ich bringe es ihr, indem ich freywillig Ihre gute Meynung von meinem Herzen zersthöre.“ — Aber die Gräfin umarmt sie, und versichert sie ihrer Freundschaft. — Unterdessen hat Meinau Gelegenheit, dem Grafen Wintersee einen wichtigen Dienst zu leisten. Dieser letztere stürzt nämlich in's



Wasser, und Meinau rettet ihn. Der Graf schickt nun seinen Schwager, um ihn zu sich einzuladen. Der Baron von der Horst findet in dem Einsiedler seinen alten Freund, bringt ihn dahin, ihm zu erzählen, was ihm seit ihrer Trennung begegnet ist, und läßt sich von ihm versprechen, den Grafen zu besuchen. Meinau kommt, sieht Eulalia, und in demselben Augenblick stürzt er zurück nach der Thüre. Eulalia fällt in Ohnmacht — und mit diesem Auftritte endigt sich der vierte Aufzug. Horst, der nun erfährt, daß Eulalia seines Freundes Weib ist, hält es für seine Pflicht, sie wieder zu vereinigen. Eulalia trägt ihm auf, ihren Gemahl um die Erlaubniß zu bitten, zu ihm kommen und ihre Kinder sehen zu dürfen. Meinau will anfangs nichts davon hören, wieder mit ihr zusammen zu leben. „Ein Weib,“ sagt er, „die ihren Mann einmal verrathen konnte, kann ihn auch zum

zweitenmale verrathen. Und was wird die Welt von mir sagen, wenn ich wieder mit ihr erscheine?“ Endlich entschließt er sich, Eulalia das Letztemahl zu sehn, und dann will er sich mit seinen Kindern, die er aus der Stadt hat kommen lassen, nach einem Orte entfernen, wo es unmöglich ist mit seinem untreuen und doch immer noch zärtlich geliebten Weibe jemahls zusammen zu treffen. Eulalia kommt. Nichts kann schöner und rührender seyn, als diese Scene. Meinau wird erschüttert. „Wißewicht, du hast einen Engel verführt,“ sagt er, indem er sich an ihren Verföhler erinnert. Eulalia sucht keine Veröbhnung. Sie hält sich eines solchen Gemahls nicht würdig. In dem Augenblicke aber, wo sie sich auf ewig Lebenswohl sagen wollen, springen die Kinder herbey, werfen sich in die Arme ihrer Eltern, und Meinau, bis in's Innerste des Herzens gerührt, verzeiht Eulalia.

Schluchzend stürzt sie sich in die ausgebreiteten Arme ihres Mannes — und der Vorhang fällt.

Noch nie hat ein Stück süßere Eindrücke in mir zurück gelassen, als dieses. Ich will nicht behaupten, daß es über alle Kritik erhaben sey. Es muß z. B. vielmehr jedermann sonderbar vorkommen, daß Horst, nachdem er die Geschichte seines Freundes gehört hat, ihn ersucht, bey Madame Müller für ihn zu werben. Aber dabey hat es so viel Rührendes und Vortrefliches, daß der Zuschauer die Kritik vergißt. — Herr Fleck spielt die Rolle Meinau's mit solcher Empfindung, daß jedes Wort von ihm an's Herz geht. Ich wenigstens habe noch keinen solchen Schauspieler gesehen. Große natürliche Anlagen vereinigen sich in ihm mit großer Kunst. Madame Unzelmann stellte Eurialien sehr rührend vor. In ihrem ganzem



Spiele herrscht eine gewisse zärtliche Schwermuth, die sie dem Zuschauer allein schon theuer macht. Man kann sich unmöglich der Thränen enthalten, wenn sie, nachdem sie der Gräfin ihr Herz entdeckt hat, zu ihren Füßen stürzt und ausruft: „Verstoßen Sie mich nicht! verstoßen Sie mich nicht!“ — und wo sie kommt, auf ewig von ihrem Gemahle Abschied zu nehmen.

Ich glaube, die Deutschen würden nicht solche Schauspieler haben, wenn sie nicht Lessing, Göthe, Schiller und andre dramatische Schriftsteller gehabt hätten, die in ihren Schauspielen den Menschen so lebendig darstellen, wie er ist, indem sie alle seine Schattirungen seiner Natur nachbilden, ohne alle überflüssige Verzierung, ohne alle französische Schminke, die einem Menschen von reinem natürlichem Geschmacke unerträglich ist.



Wenn ich Shakespear und die Besten
Schauspieldichter der Deutschen lese, so kann
ich mir immer ganz lebhaft vorstellen, wie der
Schauspieler darstellen muß; les' ich aber ein
französisches Trauerspiel, so sind' ich nur sel-
ten, wie der Schauspieler gut, oder so spielen
kann, daß er mich rührt. — Als ich das Thea-
ter verlassen hatte, trocknete ich noch auf der
Straße die letzte süße Thräne. Glaubt Ihr es
wohl, meine Freunde, daß ich den heutigen
Abend unter die glücklichsten meines Lebens
rechne? Man sage mir nun noch, daß die
schönen Künste keinen Einfluß auf unser Glück
haben. Nein! ich werde immer ihre Wirkun-
gen segnen, so lange ein Herz in dieser Brust
schlägt, und so lange dies Herz Empfindung
hat.



Den 4. Jul.

Gestern Morgen um sechs Uhr ritt' ich mit D. nach Potsdam. Nichts kann so langweilig seyn, als dieser Weg. Ueberall tiefer Sand und nirgends ein auffallender oder ansehmer Gegenstand für die Augen. Aber die Ansicht Potsdam's und vorzüglich *Sanssouci's* ist über die Maßen schön. Wir stiegen in einem Wirthshause vor der Stadt ab, und nachdem wir ein wenig ausgeruhet, und das Mittagessen bestellt hatten, giengen wir in die Stadt. Am Thore schrieb man unsre Namen auf; aber in Ansehung der übrigen Fragen und Untersuchungen ist es jetzt nicht mehr so strenge, wie ehemahls. Der verstorbne König, der in Potsdam wohnte, wollte von allen Ankommenden die genaueste Nachricht haben. — Auf dem Paradeplatze, dem mit römischen Säulenordnungen umgebenen Pallaste gegenüber,

exercirte die Garde. Schöne Leute! und herrlich gekleidet! Die Ansicht des Pallastes von der Gartenseite ist vortreflich. Die Stadt ist durchaus schön gebaut, und auf der sogenannten Römerstraße, sind die prächtigsten Gebäude, die zum Theil nach den schönsten römischen Pallästen gebaut sind. Der verstorbene König ließ die Häuser auf seine Kosten errichten, und dann verschenkt er sie. Jetzt stehen diese herrlichen Gebäude entweder leer, oder sind von Soldaten bewohnt. Denn die Zahl der Einwohner Potsdam's ist nicht groß. Die Ursache davon ist die Abwesenheit des Hofes, denn der jetzige König zieht Charlottenburg vor. Ist ihm Potsdam nicht vielleicht deswegen zuwider, weil er dort als Kronprinz manche Unannehmlichkeiten und manchen Verdruß hatte? — Solltet Ihr es wohl glauben, daß man ein ganzes Haus von zwey Stockwerken jährlich für fünfzig Rubel mietthen kann? und

doch findet sich niemand, der sie miethet. An den Thüren der größten Häuser hängen Patronstaschen, Soldatenwesten und dergleichen. Mit einem Worte, Potsdam gleicht einer Stadt, aus welcher sich die Einwohner entfernten, weil sie von der Annäherung des Feindes hörten, und wo nur die Garnison zurückgeblieben ist, um sie zu vertheidigen. Diese Leere ist sehr traurig und niederschlagend.

In Potsdam ist eine russische Kirche, die unter der Aufsicht eines alten russischen Soldaten steht, der hier seit der Regierung der Kaiserin Anna lebt. Wir konnten ihn kaum auffinden. Der schwache Greis saß auf einem großen Lehnstuhle, und da er hörte, daß wir Russen wären, so streckte er uns die Hände entgegen und rief mit zitternder Stimme: Gott sey Dank! Gott sey Dank! Er wollte anfangs Russisch sprechen; aber wir konnten uns nur

mit Mühe einander verstehen.' Wir mußten ihm fast jedes Wort wiederhohlen, und was ich und mein Freund mit einander sprachen, davon verstand er durchaus nichts, und wollte es sogar nicht glauben, daß wir Russisch sprächen. „Es scheint,“ sagte er, „als hätte sich die Sprache bey uns in Rußland sehr verändert, oder vielleicht hab ich sie auch vergessen.“ — Das eine und das andre ist wohl wahr, antworteten wir. Darauf sagte er: Kommen Sie in die Kirche, wir wollen zusammen beten, wenn auch schon heute kein Feyertag ist. Der Greis konnte kaum die Füße fortschleppen. Meine Seele ward von Ehrfurcht erfüllt, als sich die Thüre der Kirche öffnete, wo seit so langer Zeit die tiefste Stille herrschte, die nur dann und wann durch die schwachen Seufzer und die matte Stimme des betenden Alten unterbrochen wird, der des Sonntags hieher kommt, das heiligste der Bücher zu lesen.

und sich dadurch zur Ewigkeit vorzubereiten. Alles war reinlich in der Kirche. Die Kirchengefäße und Bücher werden in einem Kasten verwahrt, und von Zeit zu Zeit durchsieht sie der Alte unter Gebet. „Oft,“ sagte er, „betrübe ich mich von Herzen, wenn ich daran denke, daß nach meinem Tode, der gewiß nicht mehr weit entfernt ist, niemand nach dieser Kirche sehen wird.“ Ueber eine Stunde blieben wir an diesem heiligen Orte; dann nahmen wir Abschied von dem ehrwürdigen Greise, und wünschten ihm — ein sanftes Ende.

Nach Tische ritten wir nach *Sanssouci*. Dieses Lustschloß liegt auf einer Anhöhe, von welcher man die Stadt und die umliegenden Gegenden übersieht. — Ein außerordentlich schönes Gemählde! Hier lebte Friedrich, nicht der König, sondern der Philosoph — kein



Stolker oder Cyniker, sondern ein Philosoph, der das Vergnügen liebte, und es in den schönen Künsten und in den Wissenschaften zu finden wußte. Er wollte hier Einfachheit mit Pracht vereinigen. Das Haus ist klein und niedrig, aber jeder, der es sieht, wird gestehen, daß es vortreflich ist. Die innere Zimmervorzierung ist reich und geschmackvoll. In dem runden Marmorsaale muß man die Säulenordnung, die Malererey und den ausgelegten Fußboden bewundern. Die Zimmer, wo sich der König mit verstorbenen und lebenden Philosophen unterhielt, sind mit Cedernholz getäfelte. Von der Anhöhe stiegen wir auf Marmorstufen, die einander so geschickt decken, daß es von unten scheint, als sähe man nur einen grünen Berg, in den schönen Garten hinab, der mit marmornen Figuren und Gruppen ausgeziert ist. Hier wandelte Friedrich mit seinem Voltaire und D'Alembert. — Wo bist du



jetzt? dacht ich — eine Klaster Erde faßt deine
Asche. — Dein Lieblingsaufenthalt, zu dessen
Verschönerung du die geschicktesten Künstler
riefest, steht jetzt verwast und leer. — Aus
dem Garten giengen wir in den Park, wo so-
gleich auf der linken Seite der Hauptallee das
japanische Häuschen in die Augen fällt. Wei-
terhin, jenseits der steinernen Brücke sieht
man zu beyden Seiten vortrefliche Tempel. Dar-
auf besahen wir den neuen Pallast, den Friedrich
mit wahrer königlicher Pracht erbaute. Das
Innere übertrifft noch das Aeußere an Glanze,
und man erstaunt eben so sehr über den Reich-
thum der Verzierung, als man den überall
herrschenden Geschmack bewundert. Dieser
Pallast kostete dem Könige über sechs Millio-
nen Thaler. Ich war leider! nicht in dem
Zustande, um dies herrliche Werk der Bau-
kunst recht zu betrachten. Mein Blut wallte;
ich hatte Kopffschmerzen und konnte mich kaum



aufrecht erhalten. Wir verließen also Sanssouci und ritten zurück in's Wirthshaus, wo wir zu Mittag geessen hatten, um noch ein wenig auszurufen.

Der Tag neigte sich, und wir mußten an die Rückkehr denken. Ein Glas Wasser mit Wein hatte mich erfrischt. Wir ritten auf dem Charlottenburgischen Wege nach Berlin zurück; denn ich hatte Lust dies Städtchen zu sehen. Mein Freund war zwar noch niemahls hier geritten, aber jedermann versicherte uns, daß es unmöglich wäre, den Weg zu verfehlen. Je weiter wir ritten, desto schlimmer ward mir. Wohl sechsmahl stieg ich ab und ruhete im Grase. Endlich überfiel uns die Nacht in einem großen Walde, und ich wurde jetzt so schwach, daß ich weder mehr reuten, noch weiter gehen konnte; mit geschlossnen Augen lag ich, wie halbtodt, unter einem

Bäume. Im Walde herrschte tiefe Stille. Mein Freund stand neben mir und hielt beyde Pferde, überlegend, was er mit mir anfangen solle. Endlich fiel ihm ein, mich zu verlassen, ein Dorf in der Nähe zu suchen, dort eine Fuhre anzunehmen, und mich so nach Berlin zu schaffen. Aber wie konnt ich allein bleiben, des Nachts, im Walde und so schwach? Wenn mich Menschen in dieser Lage fanden, was mußten sie denken? Was konnten sie nicht mit mir machen? Mein ganzes Vermögen trug ich bey mir, wenn sie mich nun befohlen hätten? Mit einem Worte, ich bat meinen Reisegefährten mich nicht zu verlassen. So verfloß über eine Stunde. Darauf stand ich auf, drückte meinem lieben braven Freunde die Hand und versicherte ihn, mir sey besser. Eine halbe Werst giengen wir zu Fuße, und dann setzten wir uns wieder auf. Ein unleidlicher Durst quälte mich, und ich hätte gern für ein Glas



Wasser die Hälfte meiner Dukaten gegeben. Bis Charlottenburg hatten wir noch ziemlich weit. Einigemahl glaubten wir es zu sehen, wir ritten weiter und sahen — Wald und Dunkel. Endlich kamen wir an, und mit einer Begierde, wie ich noch nie in meinem Leben empfand, goß ich das kalte Wasser in mich. Bis Berlin war es noch eine Meile, und da ich nach Hause verlangte, so ritten wir durch die Alleen des Thiergartens weiter. Der Mond gieng hinter uns auf. Sein helles Licht schimmerte durch die grünen Blätter. Die stille und reine Luft war mit den balsamischen Düften der Linden geschwängert. Und in diesem Augenblick konnt' ich klagen, da Mutter Natur rund um mich her Wohlgerüche verbreitete? — Diese Nacht, meine Freunde, wird mir unvergesslich bleiben.

Das Thor war schon geschlossen, als wir in Berlin ankamen, doch ließ man uns ein-



Heute morgen erwachte ich völlig gesund, und nachdem ich mich angekleidet hatte, gieng ich zu Herrn M. Er brachte mich zu Formey, dem Secretär der Berlinischen Academie, der uns sehr höflich aufnahm. Dieser Greis ist immer noch brav und munter. Er las uns einen Brief vor, den er aus P. von seinem Anverwandten bekommen hatte, der ihm alle Wochen ziemlich weitsäufig schreibt. „Sie glauben nicht,“ sagte er, „mit welchem Vergnügen ich alles dies lese.“ Herr Formey war mit Voltaire bekannt und er erzählte uns einige Anekdoten, die sich auf seinen Aufenthalt in Berlin bezogen. — Künftigen Donnerstag wird eine Versammlung der Akademie seyn, zu welcher Herr Formey so gütig war mich einzuladen. Dann giengen wir zu seinem Schwiegersohne, Herrn M. einem Professor, der eine große Pensionsanstalt hält, und gleichfalls Mitglied der Akademie ist. Er zeigte uns das



Mineralienkabinet und die Bibliothek der Schwester Friedrichs. Diese besteht aus französischen, englischen, italienischen und deutschen Büchern, philosophischen, historischen und poetischen Inhalts.

Nach Tischbe hat' ich die Ehre, dem Grafen N. vorgestellt zu werden, der mich über den Plan meiner Reise fragte. Bey ihm fand ich den R. R., der mich gleichfalls mit einigen Fragen beehrte. Als ich nach Hause kam, schrieb ich einige Zeilen an Euch, meine Freunde, und dann gieng ich in die Oper. Das Opernhaus ist groß und sehr schön. Dort sah ich die ganze königliche Familie, und die Erbstatthalterin mit ihrer Tochter. Man gab die Oper *Medea*, und die *Todi* sang. Ich hatte diese berühmte Sängerin schon in Moskau gehört, und ich gestehe — vielleicht zu meiner Schande — daß ihr Gesang mein Herz nicht

rührt. Für mich ist es etwas Unangenehmes, die Anstrengung zu sehen, mit welcher sie singt. Da ich übrigens nur Liebhaber der Musik und nicht Kenner bin, so kann ich ihre Geschicklichkeit nicht schätzen. Die Decorationen sind prächtig.

Den 5. Jul

Heute bin ich bey dem deutschen Horaz, dem alten N a m l e r, gewesen. Einer der schätzbarsten Deutschen! Ihre Schriften, sagt ich zu ihm, werden bey uns unter die Klassischen gerechnet. Es schien ihm angenehm, zu hören, daß man seine Verse auch in Rußland liest, und ihren Werth kennt. N a m l e r hat sich mit dem Geiste der alten, und vorzüglich der lateinischen, Dichter genährt. In seinen Oden ist wahre Begeisterung, ein hoher Schwung

der Gedanken und eine feurige Sprache. Nur eignet er sich auch manchmahl fremde Begeisterung zu, und leihet sein Feuer vom Horaz, und andern alten Dichtern, aber immer auf eine geschickte Weise. Jetzt hat er schon ein Zeitalter der Dichtkunst durchlebt. In seinen neuesten Gedichten muß man die Rundung, die Reinigkeit und die Harmonie, oder die Geschicklichkeit in dem Mechanischen der Poesie bewundern. Doch vermißt man das Dichtersche Feuer, das gewöhnlich mit den Jahren verfliehet. Es scheint, daß er dies selbst fühlt, und deswegen jetzt nur wenig arbeitet. Seit einiger Zeit besteht seine Hauptbeschäftigung im Uebersetzen der römischen Dichter, wo er fast immer das Versmaaß des Originals beibehält. Diese Uebersetzungen, die in der Berlinischen Monatschrift erscheinen, können zum Muster guter Uebersetzungen dienen.

„Jetzt, sagte er zu mir, beschäftige ich mich

mit dem Martial. Nur wenige seiner Epigrammen sind noch in's Deutsche übersetzt. Lessing hat einige übertragen, ohne doch den Martial zu nennen. "Noch bey Lebzeiten Gessners hat er angefangen, seine Idyllen in Verse zu bringen. „Ich ahme dem Soerates nach, schrieb er an den Verfasser, seinen Freund, der in seinem Alter die Tabeln Hesiods in Verse brachte.“ Die bessern Kritiker sind mit seiner Arbeit nicht ganz zufrieden. Die Leichtigkeit und Einfalt der gessnerischen Idyllen, sagen sie, verliert sich im Hexameter. Ueberdies herrscht eine gewisse Harmonie in den Idyllen des schweizerischen Theocrits, die dem Wohlflange der Verse nichts nachgiebt. Aber Kauler meynt, wie er auch zu mir sagte, daß Gessners Idyllen nur deswegen nicht ganz vollkommen wären, weil sie der Verfasser nicht in Hexametern geschrieben habe. Seine Verse liest er noch im Manuscripte



einer Freundin vor, die zwar keine Gelehrte ist, aber ein natürliches feines Kunstgefühl hat. „Manchmahl, sagte er, widersprech' ich ihr, wenn sie etwas in meinen Gedichten findet, das ihr nicht ansteht; aber sie antwortet: Sagen Sie, was Sie wollen, ich kann Sie nicht mit Gründen widerlegen, aber ich verlasse mich auf meine Empfindung. Und endlich, wenn ich recht nachdenke, find' ich, daß sie recht hat, und bekenne mich schuldig.“ — Mir fiel Aspasia ein, welcher die atheniensischen Dichter ihre Werke zur Beurtheilung brachten. Sie trauten den Ohren Aspasiens mehr, als den übrigen. Und ich glaube, daß überhaupt die Frauenzimmer fähiger sind, die Schönheiten der Dichtkunst zu fühlen, als die Männer. — Kamler ist gegen die griechischen mythologischen Namen, die der Graf Stolberg, Wolf und andere in ihren Uebersetzungen beyhalten haben. „Wir sind schon an die latei-

nischen gewöhnt, sagte er, warum sollen wir ohne Noth etwas Neues lernen? Er liebt das Theater sehr, und alles, was ich von ihm über die Kunst der Darstellung hörte, hat mir sehr gefallen. Der berühmte Eckhof behauptete, daß ein Schauspieler nicht zu empfinden brauche, um gut vorzustellen; und wenn ich nicht irre, so sagt Engel in seiner *Mimik* das Rehmliche. Aber *Kamler* glaubt das Gegentheil, und, wie es scheint, mit größerm Rechte, als jene. In dem Gespräch über die Leipziger Gelehrten erwähnt ich *Weise*. „*Weise*, sagte er, ist mein bester Freund,“ und zeigte mir sein Portrait an der Wand. Da ich Abschied von ihm nahm, schenkt er mir zum Andenken seine Ode auf den jetzigen König; doch ist es mehr eine Kantate, wozu der Stoff aus den Psalmen genommen ist. — *Kamler* ist groß, hager,



und hat eine lange Nase. Er spricht gedehnt und ausgefucht.

Von ihm gieng ich in's Theater. Man gab Don Karlos, ein Trauerspiel von Schiller. Die unglückliche Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter Elisabeth, die zuvor seine Braut war, ist der Inhalt dieses Trauerspiels. Der Charakter des Königs Philipp, von welchem die Geschichte so viel Gutes und so viel Böses sagt, der unter dem Vorwande, die Ketzerey auszurotten, so viel Menschenblut vergoß, der bey der Nachricht von der Vernichtung seiner Flotte durch Stürme, kaltblütig sagte: „ich schickte sie gegen die Engländer und nicht gegen die Elemente. Der Wille Gottes geschehe!“ und dieses Unglück mit der Standhaftigkeit eines Helden trug — dieser Charakter ist mit großer Kunst gezeichnet. Der edle und in seinen Leiden



schaffen feurige Don Karlos rührt den Zuschauer bis in's Innerste der Seele. Der geistvolle und edelmüthige Markis Posa, der Freund des Prinzen, der in ihm die Liebe zur Tugend und das Streben nach großen Thaten, welches seine unglückliche Leidenschaft erstickt hatte, wieder anfacht, ist von dem Verfasser als ein Muster eines wahrhaft großen Mannes aufgestellt. Das Stück hat rührende und außerordentliche Scenen. Den König machte Fleck, und ich ward heute noch mehr überzeugt, daß er ein großer Schauspieler ist. Mattausch, ein junger Schauspieler, hatte die Rolle des Karlos, und er drückte die Lebhaftigkeit und das Feuer dieses Charakters außerordentlich gut aus. Ueberdies sieht er wohl aus. Den Markis Posa spielte Nuzelmann, ganz ohne Gefühl! Für diesen Schauspieler schiekt sich die Rolle des alten Generals in Menschenhaß und Neue, der aus



langer Weile Fliegen todtschlägt, ungleich besser, als der interessante Posa. Auch die Rolle der Königin wurde von einer jungen Schauspielerin sehr mittelmäßig ausgeführt; aber dafür stellte Mad. Ungelmann die junge Prinzessin, die in Don Karlos verliebt ist, äußerst rührend vor. Dieses Trauerspiel ist eins der besten deutschen Stücke, und im Ganzen vortrefflich. Der Verfasser schreibt im Geiste Shakespears, nur ist er, gleich Shakespear, zu reich an Bildern, die zwar immer das Ge- nie charakterisiren, im Schauspiele aber nicht so ganz in ihrem Plaze sind.

Berlin den 6. Jul.

„Fähre mich zu Moriz,“ sagt' ich heute morgen zu meinem Lohnbedienten. — Wer ist das, Moriz? — „Wer das ist? Philipp

Moriz, der Schriftsteller, der Philosoph, der Pädagog, der Psycholog“ — Warten Sie, warten Sie! Sie sagen zu viel auf einmal; man muß ihn im Adresskalender unter irgend einem Titel suchen; Er ist also, (indem er ein Buch aus der Tasche zog) er ist also ein Philosoph, wie Sie sagen? Wir wollen sehen — Die Einfalt dieses guten Menschen, der mit einer wichtigen Miene die Blätter seines alles umfassenden Kalenders umschlug, und durchaus die Rubrik: Philosoph, finden wollte, machte mich zu lachen. „Suche ihn lieber unter den Professoren, sagt ich, da der Titel: Liebhaber der Weisheit in Berlin nicht so bekannt ist.“ — Karl Philipp Moriz wohnt in — „führe mich zu ihm.“

Ich hatte für Moriz durch die Lektüre seines Anton Reiser eine große Achtung gefaßt. Dies ist ein sehr interessanter psycholo-



gischer Roman, worinne er seine eigenen Begehrenheiten, Gedanken und Empfindungen und die Entwicklung seiner Seelenkräfte beschreibt. Confessions de J. J. Rousseau, Stilling's Jugendgeschichte und Anton Meiser, ziehe ich allen systematischen Psychologieen der Welt vor. Einem Menschen von starker Empfindung und wißbegieriger Seele ist es schwer an einem Orte auszuhalten. Die unbegranzte Thätigkeit seiner Seele verlangt immer neue Gegenstände und neue Nahrung.

Deswegen hat Moriz von seiner Professorengage einige Louisd'or erspart, und ist nach England und darauf nach Italien gereist, um neue Ideen und neue Empfindungen zu sammeln. Die ausführliche, und man kann sagen originelle Beschreibung seiner ersten Reise, die er unter dem Titel: Reisen eines Deutschen in England, herausgegeben



hat, hab' ich mit großem Vergnügen gelesen. Von seinen Reisen in Italien, woher er uns längst zurückgekehrt ist, weiß das deutsche Publikum noch nichts.

Ich stellte mir Morig — ich weiß nicht warum — als einen Mann von vierzig Jahren vor; aber wie erstaunt ich nicht, in ihm einen jungen Mann von nicht mehr als dreyßig Jahren mit frischen und rothen Wangen zu finden! Sie sind noch so jung, sagt ich zu ihm, und haben schon so viel Vortreffliches geschrieben? — Er lächelte. Ich blieb über eine Stunde bey ihm, und wir sprachen über verschiedne Materien. „Nichts ist angenehmer als Reisen, sagte Morig. Alle Ideen, die man aus Büchern erhält, kann man *t o d e* nennen in Vergleichung mit jenen, die man durch's Anschauen bekommt — Wer ein aufgeklärtes Volk sehen will, welches durch seine Industrie



auf die höchste Stufe der Verfeinerung gestiegen ist, der muß nach England reisen; wer aber die Alten recht verstehen lernen will, der muß Italien sehen.“ Er fragte mich über unsre Sprache und Litteratur, und ich mußte ihm einige Verse von verschiedenem Maasse vorlesen, deren Harmonie ihm sehr gefiel. Vielleicht, sagte er, kommt einmahl die Zeit, wo wir auch Russisch lernen werden; aber da müssen sie erst etwas Vorzügliches schreiben.“ Da entfloß ein unwillkürlicher Seufzer meinem Herzen! — Allen neuern Sprachen zieht er die Deutsche vor, denn in keiner derselben, sagt er, giebt es so viel versinnlichende Wörter, als in dieser letztern. Man muß gestehen, daß Moriz einer der größten Kenner der deutschen Sprache ist, und daß sie vielleicht noch niemand so philosophisch untersucht hat, als er. Sehr interessant ist seine kleine Abhandlung über die Sprache



in psychologischer Hinsicht, die er in seinem psychologischen Magazine bekannt gemacht hat. „Immer, sagte er, müssen wir die Wahrheit mit vereinigten Kräften suchen; sie verbirgt sich vor dem einzelnen Forscher, und der ermattende Philosph nimmt oft den Schatzen der Wahrheit für ihr Wesen — Moriz ist mit A m p e, einem berühmten deutschen Pädagogen, im Streite. Dieser hat ihn öffentlich in den Zeitungen darüber zur Rede gestellt, daß er aus der Verbindung mit ihm getreten ist, und ihm seine Bücher nicht mehr in Verlag giebt. „Ich wollte ihm in demselben Tone antworten, sagte Moriz, und hatte schon zwey Bogen voll geschrieben; aber ich besann mich, warf das Geschriebene in's Feuer, und legte dem Publicum meine Vertheidigung ganz kaltblütig vor.“ — Ihr seyd sonderbare Menschen, dacht ich, unmöglich könnt ihr in Frieden leben. Es ist fast nicht ein einziger bez

rühmter Schriftsteller in Deutschland, der nicht irgend einmahl eine öffentliche Fehde mit einem andern Gelehrten gehabt habe; und das Publikum liest diese Streitschriften mit Vergnügen. — Adieu, Herr Professor! —

Darauf wollt ich Engel, den Verfasser des Philosophen für die Welt und der Mimik, besuchen; aber ich fand ihn leider! nicht zu Hause. Nach Tische war ich in der Porcellanfabrik, die, in Rücksicht der Reinheit und Festigkeit des Porcellans, unter die ersten in Europa gehört. Man zeigte mir eine Menge vorrefflicher Stücke, bey welchen man sich nicht enthalten konnte, die Kunst der Menschenhände zu bewundern.

Im Theater gab man heute Schröders Familiengemälde, der Wether von Lisfabon, ein Stück, das mir durchaus nicht



gefiel, vielleicht deswegen, weil man schlecht spielte, — und die zwey Jäger, eine Operette. In diesem Stücke machte die Schauspielerin, die im Don Carlos die Rolle der Königin hatte, das Milchmädchen. Was für ein Contrast! Doch spielte sie das Milchmädchen ungleich besser, als die Königin.

Berlin den 7. Jul.

Die Sitten der hiesigen Einwohner sind zum Theil sehr verschrieen. Herr Zimmermann nennt Berlin Sodom und Gomorrha; doch ist es noch nicht untergegangen; noch hat es der Zorn des Himmels nicht in Asche verwandelt. In der That scheint Herr Zimmermann, da er dieses schrieb, vergessen zu haben, daß es in jeder Heerde räudige Schafe

W

giebt, und daß sich von dieser nicht auf die ganze Heerde schließen läßt. Es ist schon schwer, einzelne Menschen nach ihren Tugenden und Lastern gegen einander gleichsam zu berechnen, und noch schwerer mag's bey ganzen großen Städten seyn. Mit einem Worte, wäre der Herr Leibarzt und Ritter nicht parthenisch gewesen, hätten ihm gewisse Leute in Berlin nicht üble Laune gemacht, so würde er wahrscheinlich nicht in einem so unphilosophischen, misanthropischen und dem Kosmopoliten und Philantropen so außßigen Tone gesprochen haben.

Man sagt, daß die Zahl läberlicher Frauenpersonen in Berlin sehr groß sey. Wenn sie aber die Regierung nicht duldete, so würde vielleicht mehr Läderlichkeit in den Familien seyn, — oder man müste aus Berlin einige tausend Soldaten, eine Menge unverhehrte



theter und müßiger Menschen fortschießen, die nicht nach Rousseau's System erzogen sind, und die doch nach ihren Umständen nicht heyrathen können.

Man hat mir erzählt, daß eines Abends diese berlinischen Bacchantinnen, wie Furien, auf einen armen Orpheus gestürzt sind, der einsam in den dunkeln Alleen des Thiergartens spazierte, daß sie ihm Geld und Uhr abgenommen, und ihn sogar ganz ausgezogen haben würden, wenn nicht herbeyeilende Leute diese verächtlichen Kreaturen gendthigt hätten, davon zu laufen. Erzählte man mir aber auch tausend solcher Anekdoten, so möchte ich doch immer noch nicht das *A n a t h e m a* über eine so herrliche Stadt, wie Berlin ist, ausrufen.

Man lobt die Berliner wegen ihrer Be-
triebsamkeit und frugalen Lebensart. Selbst

reiche und vornehme Leute verschwenden ihr Vermögen nicht in eitlen Luxus, sondern halten in Kleidung, Tafel, Equipage u. s. w. eine strenge Oekonomie. Ich habe zum Beispiel den alten F*** auf einem Pferde gesehen, auf welchem ich mich vielleicht geschämt hätte, durch die Stadt zu reiten, und in einem Rocke, der wenigstens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gemacht war. Der jetzige König lebt zwar glänzender als sein Vorfahr; aber die ihn umgebenden Großen leben größtentheils noch auf den alten Fuß. An öffentlichen Orten sieht man viele wohlgekleidete junge Leute, und im Puge der Damen bemerkt man viel Geschmack.

Berlin den 8. Jul.

Wenn sich aus den Nationalklüchen auf den Nationalcharakter schließen ließe, so würde



der Reisende aus dem Lieblingsfluche der Deutschen: „Schwerenoth“ die Folge ziehen, daß die Deutschen viel Galle hätten. Aber was für Resultate würden denn wohl unsre russischen Lieblingsflüche *) geben?

Auf den Straßen findet man hier Miethswagen, wie bey uns die Droschken und Schlitten der Iswoschtschiks. **) Für acht Gros

*) Die gewöhnlichsten Nationalflüche der Russen beziehen sich fast immer auf die Lüderlichkeit der Mutter desjenigen, dem man den Fluch an den Hals wirft, oder — welches am Ende auf eins herauskommt — auf seine uneheliche Geburt.

**) Iswoschtschiks sind die Miethleute, welche im Sommer mit kleinen Bankwagen (Droschken) oder mit Schlitten auf den Straßen Moskwa's und Petersburgs halten.



sehen kann man in der Stadt hinfahren, wo hin man will. Wagen und Pferde sind sehr gut.

Es ist gewiß, daß ein Reisender immer in den ersten und besten Gasthöfen abtreten muß, nicht allein um besser bedient zu werden, sondern auch um wohlfeiler zu leben. Jedes Ding hat da seinen bestimmten Preis, und niemand wird geschneelt. In schlechten Kneipen hingegen sucht man so viel als möglich von den Gästen zu ziehen, vorzüglich wenn man Dukaten in der Börse wittert. Bey Herrn Blum bezahl' ich für das Mittagessen, das aus vier Schüsseln besteht, 80 Kopeken; für die Portion Kaffee 15 Kopeken; für das Zimmer täglich 50 Kopeken, und der Lohnlaquay bedankt sich allemahl, wenn ich ihm für den Tag einen halben Rubel gebe.

Heute hab' ich berechnet, daß mir die Reise von Königsberg bis nach Berlin nicht

mehr, als funfzehn Dukaten kostet. Auf der ordinären Post bezahlt man für die Meile sechs Groschen oder 30 Kopfen, und giebt dem Postillione ein kleines Trinkgeld.

Zwey Meilen von Dresden d. 10. Jul. 1789.

Und so ist also euer Freund schon in Sachsen? Den 8. Jul. schickt ich mein Packet von Berlin aus an Euch ab, und glaubte damahls wenigstens noch eine Woche dort zu bleiben; aber Phomme propose, dieu dispose. Noch denselben Abend wurde mir so bange zu Muth, daß ich mich nicht zu lassen wußte. Ich schlich durch die Straßen, den Huth in die Augen gedrückt, und zählte mit dem Stocke die Steine; aber die Wangigkeit meines Herzens wollte sich nicht verlihren. Ich kam in den Thiergarten, gieng aus einer Allee in die



andre, aber ich wurde nicht heitrer. „Was soll ich thun?“ fragte ich mich selbst, indem ich am Ende der langen Lindenallee stehen blieb, den Huth aus den Augen rückte, und auf die Sonne blickte, die in stiller Majestät am westlichen Horizonte leuchtete. Zwey Minuten suchte ich eine Antwort am blauen Himmel und in meiner Seele; in der dritten fand ich sie. „Reise weiter, reise weiter!“ wiederholte ich bey mir selbst, und beschrieb mit meinem Stocke eine große Schlange in der Luft, gleich dem Corporal Trim in *Tristram Shandy*, als er von der Freyheit spricht. Unfre Empfindungen glichen sich gewis. „Ja, gutmüthiger Trim, nothing can be so sweet, as liberty! Nichts geht über die Freyheit!“ dachte ich, indem ich mit geschwinden Schritten nach der Stadt zueilte. Wer noch nicht in den Käfig eingeschlossen ist, wer, gleich den Vögeln unter dem Himmel, hier und da, und



da und hier, seyn kann, der kann noch seines Daseyns froh werden, und glücklich seyn. Er muß glücklich seyn.

Und also entschloß ich mich, ohne die feyerliche Versammlung der Berliner Akademie abzuwarten, den andern Tag weiter zu reisen. Ich sollte zwar noch Herrn K. besuchen, der mich durch Herrn M. hatte einladen lassen; allein dies konnte mich nicht aufhalten. Den letzten Abend bracht ich noch sehr angenehm mit dem liebenswürdigen D. zu, und den Tag darauf packt ich meinen Koffer, bezahlte Herrn Blum und reiste nach Sachsen. Ich fuhr mit der ordinären Post, die hier aus einer offenen Fuhr besteht. Meine Reisegesellschaft bestand aus zwey Studenten und einem Leipziger Kaufmann.

Auf der zweyten Station nahm ich Expresspost. Der verdammte Postwagen hatte mich



so zerstoßen, daß ich bis jetzt noch Schmerzen in der Brust fühle. Ueberdies hab' ich noch eine Schmarre über dem Auge, und muß Gott danken, daß ich meine beyden Augen behalten habe. Der Weg auf der sächsischen Grenze geht nämlich fast immer durch Wald, und da der Postwagen sehr hoch und unbedeckt ist, so müssen sich die darauf Sitzenden ohne Unterlaß niederducken, um nicht den Kopf an einem Baume zu lassen. Ich schlummerte des Abends, und bekam von einem weit herausstehenden Aste eine solche Ohrfeige, daß mir die Funken aus den Augen sprangen. Dies bewog mich denn, die lustigen Studenten zu verlassen.

Die Extrapost ist fast viermahl theurer als die ordinäre. Man bekommt eine Halbchaise mit zwey Pferden und bezahlt für die Meile einen Thaler.



Die sächsischen Postillione unterscheiden sich von den preussischen bloß durch ihre Röcke, denn diese haben blaue, und jene gelbe. Uebrigens schonen sie ihre Pferde eben so, zechen eben so gern in den Schenken und sind eben so grob.

Die Wege in Sachsen sind sehr schlecht, und von Berlin bis hierher hab' ich auch noch nicht eine einzige schöne Gegend bemerkt. Nur das Land scheint hier besser bearbeitet zu seyn, als im Brandenburgischen. Das ist wenigstens gewiß, daß die sächsischen Bauern überhaupt viel wohlhabender sind, als die preussischen.

Ich muß euch doch einen Ausstrich beschreiben, der angenehme Eindrücke in mir zurückgelassen hat.

In einem Flecken oder Städtchen, wo ich heute Mittag die Pferde wechselte, hielt mich



der Postmeister ziemlich lange auf. Ich gieng
 auf dem Hofe herum, und dachte — ich weiß
 nicht woran? — Nur das weiß ich, daß das
 Kaffeln eines Wagens, der vor dem Posthause
 still hielt, den Faden meiner Gedanken zerris.
 Ich gieng auf die Treppe und erblickte eine
 junge schöne und zarte Blondine, in einem
 niedlichen schwarzen Huth und in einem grü-
 nen Amazonenkleide, mit einem weißen Schnupf-
 tuche in der Hand, die mit einem alten buck-
 ligen, langnäfigen Kerl aus dem Wagen stieg,
 dessen Figur unter den Hogarthischen Karrika-
 turen stattlich paradiiren konnte. Er gab ihr
 den Arm, und wie sie vor mir vorbeu giengen,
 nahm ich den Huth ab und verbeugte mich vor
 der Schönen — die Wahrheit zu sagen, nicht
 allzutief, um ihr reizendes Gesichtchen auch
 nicht eine Sekunde aus den Augen zu verli-
 ren. Der Postmeister empfing die Kasse im
 Vorhause, plapperte eine Menge Komplimente



her, und eilte, nachdem er sie in's Zimmer geführt hatte, selbst nach Quellwasser, welches die Schöne zur Erfrischung ihrer Reize nöthig hatte. Die Thüre machte sich zu und ich blieb allein im Vorhause. Aber sollte sich denn diese Thüre nicht wieder öffnen lassen? dacht' ich, und machte sie ganz leise auf. Die Schöne stand vor dem Spiegel und wischte sich mit dem weißen Schnupftuche den Staub aus dem noch weißern Gesichte, und ihr Reisegefährte saß in einem Lehnstuhle und gähnte. „Verzeihen Sie,“ sagt' ich, „ich habe hier ein Buch vergessen.“ Der bucklige Cavalier winkte mit dem Kopfe und zeigte mir das Buch, das auf dem Tische lag. Die Schöne kehrte sich um und sahe mich mit solchen hellen und durchdringenden Augen an, daß ich gewiß erröthet wäre, wenn ich irgend etwas Unrechtes in Gedanken gehabt hätte; aber ich blickte mit ruhiger Unschuld in ihre herrlichen blauen

Augen, auf ihre regelmäßige griechische Nase, auf ihre Rosentlippen, und auf die Rosen und Lilien ihrer Wangen, und ergöhte mich an ihren Reizen eben so sehr, als ein junger Bildhauer an einer Statue Michel Angelo's, oder ein Mahler an Raphael's Gemälden. Die Schöne setzte sich, und ich stand vor ihr, und hatte immer noch nicht mein Buch genommen. „Der Tag ist sehr heiß,“ sagte sie mit einer sehr angenehmen Stimme, und sahe ihren Reisegefährten und mich an. Jener gähnte und ich wiederholte ihre Worte: Der Tag ist sehr heiß. Darauf erfolgte ein Stillschweigen von einigen Minuten, das ich mit der Frage unterbrach: Reisen Sie vielleicht nach Dresden, mein Fräulein? „Nein, antwortete sie, wir fahren auf's Land zu einem Freunde; aber Sie reisen wahrscheinlich dahin?“ — Ja, mein Fräulein; ich glaube morgen ganz früh dort zu seyn. — „Sie sind ein Ausländer,

wenn ich fragen darf?“ — Ja, mein Fräulein.
„Gewiß ein Engländer, denn die Engländer
sprechen gewöhnlich gut Deutsch.“ — Verzei-
hen Sie, mein Fräulein, ich bin ein Mos-
kowiter. — „Ein Moskowiter? ach
mein Gott! in meinem ganzen Leben hab' ich
noch keinen Moskowiter gesehen.“ — „Ich
habe schon welche gesehen,“ sagte der bucklige
Kavalier und gähnte. — „Aber sagen Sie
mir doch, was führt Sie zu uns?“ — Die
Wißbegierde, mein Fräulein. — „So müssen
Sie sehr wißbegierig seyn; denn wahrschein-
lich haben Sie manches Liebe in ihrem Vater-
lande zurückgelassen?“ — Genug, mein Fräu-
lein, genug; denn ich habe Vaterland und
Freunde verlassen. Gott weiß, wie weit uns
diese Unterhaltung noch geführt hätte, wäre
nicht der Postmeister mit Wasser gekommen,
und hätte mir zugleich gemeldet, daß meine
Equipage fertig sey. Ich verbeugte mich tief



vor der Schönen, und sie wünschte mir eine glückliche Reise.

Eine herrliche Wiese, ein herrliches Bändchen, ein herrliches Mädchen — kurz alles Vortrefliche freut mich, wo und unter welcher Gestalt ich es auch finde. Das Bild der schönen Sachsin drückte sich in meine Seele — eine Perle der Gemählde-Gallerie meiner Einbildungskraft. — Auf dieser letzten Station hab' ich mich entschlossen, die Nacht zu bleiben. Jetzt schlägt es zehn Uhr, und um vier Uhr hab' ich mich zu wecken befohlen. Ich gehe zu Bette. Gute Nacht!

Dresden den 12. Jul.

Der Morgen war herrlich. Die Vögel sangen und die jungen Hirsche spielten am Wege.

Auf einmahl lag Dresden vor mir auf einer weilkünftigen Ebne, durch welche die stille Elbe fließt. Die grünen Hügel auf der einen Seite des Flusses, die majestätische Stadt und eine weite fruchtbare Ebne — dies machte zusammen eine herrliche Ansicht. In einer sehr heitern Stimmung kam ich nach Dresden, und auf den ersten Blick schien mir diese Stadt noch schöner als Berlin zu seyn. Ich stieg im Posthause ab, und nachdem ich mich umgekleidet hatte, gieng ich zu Herrn P., an welchen ich einen Brief aus Moskwa hatte. Er nahm mich sehr höflich auf und erbot sich mir mehrere interessante Bekanntschaften in Dresden zu machen; da ich aber nur drey Tage hier bleiben, und folglich nicht Zeit haben werde, von diesen Bekanntschaften Gebrauch zu machen, so konnte ich ihm nur für seinen guten Willen danken. Wir giengen zusammen in der Stadt herum. Dresden übertrifft wohl Berlin noch etwas

in Rücksicht der großen Gebäude, aber die Straßen sind viel enger. Man zählt 35,000 Einwohner in Dresden, welches wirklich nicht viel für die Weiträumigkeit der Stadt und für die Größe der Häuser ist. In der That sieht man auch wenig Leute auf den Straßen, und selten findet sich ein Haus, woran nicht ein Zettel hieng, mit der Nachricht, daß hier Zimmer zu vermietten sind. Für zwey oder drey artig meublirte Zimmer bezahlt man nicht mehr, als monatlich sieben bis acht Ruxel. Hier und da sieht man noch die Spuren der Verwüstung, welche die preussischen Kugeln im Jahre 1760 anrichteten.

Ueber eine Stunde stand ich auf der Brücke, welche die sogenannte Neustadt von Altstadt trennt, und konnte nicht satt werden, das herrliche Gemälde zu betrachten, welches die beyden Stadttheile und der schöne Fluß



machen. Diese Brücke, die 670 Schritte lang ist, wird für die beste in Deutschland gehalten. An den Seiten sind Wege für die Fußgänger und Plätze zum Ausruhen.

Herr P. wollte, daß ich bey ihm essen sollte. „Sie müssen meine Familie sehen,“ sagte er. Eine Frau von ungefähr vierzig Jahren, mit einer Achtung einflößenden Miene, und ein junges Mädchen von 20 Jahren, die zwar nicht schön, aber hübsch und sehr zart war, empfingen uns. „Das ist meine ganze Familie,“ sagte Herr P. und ich küßte beyden die Hand. Das Essen war zwar frugal, aber man konnte satt werden. Der Wirth und die Wirthin fragten mich über Rußland, und ihre Fragen waren so vernünftig, daß mich die Antworten gar nicht in Verlegenheit setzten. Herr P. ist zwar kein Gelehrter von Profession; aber er hat viel gelesen, und bey einer

Flasche alten Rheinweins, den uns die Wir-
thin selbst brachte, sprach er mit vieler Wür-
me von den Werken einiger deutschen Dich-
ter. Die reizende Charlotte schwieg größ-
tentheils; aber ihre Blicke und ihr Lächeln
waren sehr beredt. Nach Tische spielte sie auf
Befehl ihres Vaters das Clavecin, und ich hät-
te ihr gern bis auf den Abend zugehört. —
Von hier gieng ich auf die berühmte Gemäls-
degallerie, die unter die ersten in Europa ge-
zählt wird. Ich war über drey Stunden dort,
aber ich hatte lange nicht Zeit genug, um alle
Gemälsde zu betrachten. Nicht drey Stunden,
sondern einige Monate sind nöthig, um die
Schätze dieser Gallerie gehörig zu besehen.
Mit vorzüglicher Aufmerksamkeit besah ich
folgende Gemälsde: Raphaels *) Maria,

*) Raphael, das Haupt der römischen Schule,
wird einstimmig für den ersten in seiner Kunst ge-

die das Kind Jesus in der Hand hält, und vor
welcher der heilige Cirtus und die heilige

hatten. Keiner von allen Maltern hat die
Schönheit der Antike so gefaßt, keiner hat die
Anatomie so fleißig studiert, als Raphael —
und deswegen kommt ihm auch keiner in der
Zeichnung gleich. Aber die Kenntniß, die er durch
dieses Studium von der Bildung des menschlichen
Körpers erlangte, hätte ihn gewiß nicht allein zu
einem so großen Malter gemacht, wenn ihm
die Natur nicht einen schöpferischen Geist ver-
liehen hätte, ohne welchen der Malter nichts
weiter ist, als ein stender Kopist. Ein himm-
lisches Feuer besetzt seinen Pinsel, wenn er die
Gotttheit darstellt. In den Zügen seiner Ges-
ten sieht man die unüberwindliche Mannheit;
in den Gemähtden der Venus und Roxane hat
er alle weibliche Reize vereinigt und in seiner
Maria erschlickt man Schönheit, Unschuld und

Barbara Kneen. Correggio's *) Macht,
über welche so viel geredet und geschrieben worr

Heiligkeit in einander verschmotzen. Das Gesicht der Tyrannen, die er darstellte, erregt Entsetzen, und in seinen Märtyrern bewundert man die lebhaften Züge himmlischer Gestalt. Doch sind seine Gemälde nicht alle von gleichem Werth. Die letztern sind ungleich besser, als die erstern. Die Verkörperung Christi wird für sein bestes Werk gehalten. Dieser große Künstler starb eines frühzeitigen Todes. Seine zu große Neigung zum andern Geschlechte verleitete ihn zur Lüderlichkeit, und stürzte ihn in eine unheilbare Krankheit. Er war zu Urbino 1480 geboren, und starb zu Rom 1520.

*) Correggio, der erste lombardische Maler, stieg fast ohne alle Anleitung zu der hohen Stufe der Vollkommenheit in seiner Kunst ems



vor; er war nie aus seinem Vaterlande gekommen, und hatte fast gar keine guten Gemälde oder Antiken gesehen. Sein Pinsel ist das non plus ultra der Sarsheit und Unnehmlichkeit. Zwar ist seine Zeichnung nicht ganz richtig, aber doch sehr geschickt. Seine Köpfe sind vortreflich, und das Colorit unvergleichlich. Das Fleisch hat er sehr lebendig darzustellen gewußt, und seine Gesichter sind sehr angenehm. Mit einem Worte, seine Gemälde erregen Bewunderung. Und hätte er die vortreflichen Werke der Kunst in Rom und Venedig gesehen, so würde er wahrscheinlich in der Zeichnung richtiger gewesen seyn, und hätte dann vielleicht sogar Raphael übertroffen. — Sein ganzes Leben brachte er in Armuth zu, war bescheiden, mit wenigem zufrieden und ein Freund aller Menschen. Die Ursache seines Todes ist merkwürdig. Er hatte in Parma eines seiner Gemälde verkauft, und dafür einen Sack mit Kupfergeld erhalten, den er selbst nach Hause trug. Der



den ist, und bey welcher man am meisten über die Mischung des Lichtes und des Schattens staunt.

Von Michel Angelo *) ein Gemählde, das einen zum Tode Verurtheilten und im Hintergrunde eine Stadt vorstellt.

Tag war heiß, und er hatte vier Meilen zu gehen. In der Freude, daß er seine Familie nun auf einige Zeit vor Mangel schützen könnte, fühlte er keine Müdigkeit; aber wie er nach Hause kam, legte er sich aufs Bett, und bekam das hitzige Fieber, das seinem Leben nach einigen Tagen ein Ende machte. Er ward geboren im Jahre 1532 und starb 1588.

*) Michel Angelo, war ein großer Rechtslehrer, Maler und Bildhauer. Die von ihm erbaute Kuppel der Peterskirche in Rom ist

ein Beweß seiner Geschicklichkeit in der Baukunst. Seine Gemälde sind nicht so angenehm, als sie Bewundrung verdienen, weil er immer das Schwere und Außerordentliche dargestellt hat. Als ein guter Anatomiker hat er sich zu sehr bemüht, die Muskeln in ihrer wahren Gestalt darzustellen, und sein Fleisch ist zu roth. Wenn er aber auch in Ansehung des Pinsels nicht der erste ist, so hat ihn doch gewiß Niemand in Ansehung der Zeichnung übertroffen. Als Bildhauer aber war er noch größer. Sein Kupid, sein Bacchus und ein junger Satyr von ihm werden unter die besten Werke des Meißels gerechnet. Michel Angelo war sehr wichtig. Als ihn einmahl der Papst Julius ganz unwillig fragte, warum er nicht zu den Gemälden aus dem alten Testamente Gold genommen hätte, so wie es ältere Meister gethan hätten, so antwortete er mit einer unterthänigen Miene, daß die heiligen Männer, die er gemahlt habe, den Glanz der Kleider für eine falsche Herde gehalten hätten.



Von Julio Romano *) einen Pan,
der einen jungen Hirten auf der Flöte unters

Um dem Raphael zu verstehen zu geben, er habe seine Salthea im farnesischen Pallaste gesehen, so zeichnete er mit Kohle den Kopf eines Faunen auf die Wand, den man dort bis jetzt noch zeigt. Raphael sagte, als er ihn sahe: Niemand als Michel Angelo hat diesen Kopf zeichnen können. Wenn man sein Gemälde „die Kreuzigung Christi“ von ihm zeigt, so erzählt man gewöhnlich, er habe einen Menschen geküßt, der ihm zum Modell dienen müsse, um recht natürlich einen sterbenden Hellen vorzustellen. Aber diese Anekdote ist gar nicht wahrscheinlich. Er war 1474 geboren, und starb 1564.

*) Julio Romano, der beste Schüler Raphael's, hatte eine fruchtbare Einbildungskraft und war sehr geschickt in der Zeichnung. Alle seine



richtet, die spielende Cecilia, die mit Heiligen umringt ist. Von Veronese *) die Aufz

Figuren sind sehr gut. Nur schade, daß er der Antike mehr folgte, als der Natur. Man kann sagen, daß seine Zeichnungen gar zu respektlos sind, und bewegen sind auch alle seine Gesichter einander ähnlich. Das Fleisch machte er, wie Michel Angelo, zu roth; auch sein Colorit ist dunkel. Er ward 1492 geboren, und starb 1546.

*) Die Gemälde des Paul Veronese zeichnen sich durch das Leben und die Ähnlichkeit der Figuren, so wie durch die Lebhaftigkeit des Colorits, aus. Die Natur war sein Original, aber er verbesserte ihre Mängel, wie ein großer Künstler. Unter andern erzählt man von ihm folgende Anekdote: Einmal überfiel ihn unterwegs in der Nähe von Venedig ein Sturm mit Regen, und er war

erfischung, den Raub der Europa ic. Von
Annibal Caracci *) einen durch die Luft

genöthigt ein Obdach im Landhause des Procurators Pisani zu suchen. Dieser nahm ihn so freundlich und höflich auf, daß er einige Tage nicht wieder wegkommen konnte. In diesen Tagen machte er heimlich die Familie des Darius, ein Gemälde, das 20 Figuren in Lebensgröße enthält, und versteckte es unter dem Bette. Als er Abschied nahm, sagte er zu dem Procurator, daß er dort etwas als einen kleinen Beweis seiner Dankbarkeit für die freundschaftliche Aufnahme hinterlassen habe. Er ward 1532 geboren und starb 1588.

*) Wenige Maler haben solch' eine reichliche Einbildungskraft gehabt, als Annibal Caracci, und noch weniger haben ihn in der Zeichnung übertroffen. Auch ist in seinen letztern Gemälden, die er in Rom gearbeitet hat, das



fliegenden Genius des Ruhms, Maria mit dem Kinde, Matthäus und Johannes 2c. Tintoret's *) Apollo mit den Mufen, den Sturz

Cotovit sehr schön. Das schönste Werk seines Pinsels ist die farnesische Gallerie in Rom, an welcher er acht Jahre gearbeitet hat, und für welche man ihn doch sehr schlecht bezahlte. Denn er hatte viel Neider und Feinde. Er war 1560 geboren und starb 1609. Man begrub ihn neben Raphael, welchen er mehr als alle andere Maler schätzte.

*) Tintoret, ein venezianischer Maler, suchte in seinen Gemälden Michel Angelo's Vorzüglichkeit mit Titian's Vorzügen zu vereinzeln, das heißt, er ahmte den ersten in der Zeichnung nach, und den andern suchte er im Colorite zu erreichen; denn Titian's Colorit wird für das beste gehalten. Seine Gemälde sind von sehr ungleichem Werthe; und deswe

der Engel ic. Von Bassano *) die Israeliten in der Wüste, die Familie Noah's ic. Jordan's **) Raub der Sabinerinnen, den sterbenden Socrates, Susanna im Bade ic.

gen hat man von ihm gesagt, daß er manchemahl mit einem goldnen, ein andermahl mit einem silbernen, und manchmahl mit einem eisernen Pinsel gemahlt habe. Er ward 1512 geboren, und starb 1594.

*) In Bassano's Gemälden muß man die Lebhaftigkeit des Colorits bewundern; aber in der Zeichnung ist er kein Meister, so wie alle venezianische Malter. Das Fleisch malte er sehr gut; aber seine Drapperie taugt nichts. In Landschaften war er vorzüglich. Er ward 1570 geboren und starb 1592.

**) In allen Gemälden Jordan's herrscht eine besondre Leichtigkeit des Pinsels. Da er aber gar zu viel gemahlt hat, so sind alle seine Ge-

Von Rosa *) sein eigenes Porträt, und eine Landschaft mit Bäumen, wo ein sitzender Greis mit zwey andern, welche stehen, spricht. Von

mälste nicht fertig, und seine Zeichnung ist überhaupt nicht regelmäsig. Sein Hauptmuster war Paul Veronese; aber er verstand auch alle andre bessere Malter so täuschend nachzuahmen, daß selbst Kenner seine Nachahmungen für Originale nahmen. Er ward 1632 in Neapel geboren, und starb 1705.

*) Salvator Rosa, ein neapolitanischer Malter, war stärker in Landschaften, als in Historienstücken. Seine Figuren sind größtentheils unregelmäsig; doch bemerkt man in ihnen einen kühnen Pinsel und viel Leben. Bäume, Berge, und überhaupt Ansichten malte er vortreflich. Er ward 1615 geboren, und starb 1673.

Poussin *) Nochs Opfer, eine Landschaft mit zwey sitzenden Nymphen und dem Narciss, der sich im Wasser bespiegelt, und noch eine andre, mit einer nackenden schlafenden Nymphen, die von zwey Männern hinter einem Baume belauscht wird. Von Rubens, **) eine

*) In den Gemälden Nicolas Poussins, eines berühmten französischen Malers findet man erhabne Gedanken und einen lebhaften Ausdruck der Leidenschaft. Seine Zeichnung ist regelmäßig, aber das Colorit taugt nichts. Darinne ist er den römischen Malern ähnlich, die das Colorit gewöhnlich vernachlässigen. Seine Landschaften sind sehr schön. Er ward 1594 geboren, und starb 1663.

*) Rubens wird mit Recht der flandrische Raphael genannt. Was für ein Dichtergeist strahlt aus seinen Gemälden! Was für ein

stehende Maria mit dem Kinde, welchem die Engel Früchte bringen, das jüngste Gericht, den auf dem Schiffe während des Sturms schlafenden Christus, den Raub der Proserpina, den betrunkenen Eilen mit den Nymphen, Ver-

Reichthum der Gedanken! Was für Harmonie des Ganzen! Was für ein Colorit! Welche Gesichter! welche eine Draperie! Er hat die Antike gar nicht studirt, sondern nur immer die Natur nachgeahmt. Doch ist nicht die regelmäßige Zeichnung in seinen Gemälden, welche die römische Schule auszeichnet.

Rubens ist nicht allein als Maler berühmt sondern auch als Staatsmann. Er war es z. B., der als Gesandter in England Karl. I. zum Frieden mit Spanien bestimmte. Nach seiner Rückkehr nach Flandern verheyrathete er sich mit Helena Forman, einer berühmten Schönheit, die ihm oft zum Modell diente. Er wurde 1577 geboren, und starb 1640.

nus und Adonis, den bestrafteu Cupido, der ein Frauenzimmer auf den Händen hält, während ihn eine andre mit der Ruthe züchtigt; Neptun, der das Meer besänftigt ic. Van Dyk's *) Porträte Karls II. und Jacobs II., den heil. Hieronymus, zu dessen Füßen ein

*) Van Dyk, ein Schüler von Rubens, ist der erste Porträtmaler in der Welt. Sein Colorit gleicht dem Colorit seines Meisters nichts nach, und seine Köpfe und Hände sind vortrefflich; aber in der Historienmalerey war er nicht so stark, weil ihm der dichterische Geist fehlte, der Rubens besaß. Der König Karl I. rief ihn nach England, wo er durch seine Arbeiten hätte reich werden können, wenn er ordentlicher geseßt, und sich nicht mit der Alchimie abgegeben hätte. Er ward 1599 geboren, und starb 1641.

Löwe liegt re., und endlich die Gemählde von
Wengs, von welchem sehr viele hier sind.
Unter andern zeichnen sich einige vortrefliche
Perspektiven und so natürliche Fruchtstücke aus,
daß man nach den Weintrauben und den an-
dern Früchten langen möchte, um sie zu essen.
Die schönsten Stücke sind aus Modena nach
Dresden gekommen, z. B. die Nacht des Cor-
reggio und andre. Der König von Pohlen,
August der Dritte, war ein großer Liebhaber
der Kunst, und schonte kein Geld, um gute
Stücke zu kaufen.

Der Aufseher erzählte uns, daß man vor
einigen Wochen zehn der schönsten Gemählde
aus der Gallerie gestohlen habe; aber zum
Glück wären die Diebe bald ausgefunden, und
so die Gemählde wieder an ihren alten Ort
gebracht werden. Beym Fortgehen gab ich
dem Herrn Aufseher einen holländischen Du-
katen für seine Bemühung.

102 Nun hatt' ich noch das sogenannte grüne
 Gewölbe zu besehen; dies ist eine Samm-
 lung von Kostbarkeiten und Seltenheiten, vor-
 züglich von edlen Steinen, die vielleicht in
 der ganzen Welt nicht ihres gleichen hat. Der
 Blick auf dieses prächtige Cabinet des Chur-
 fürsten von Sachsen, und der Vorzug, in Zu-
 kunft sagen zu können: ich habe die Navität
 gesehen, kostet mich wieder einen holländischen
 Dukaten. Man hat mir erzählt, daß ein vor-
 nehmer Franzose, der diese Kostbarkeiten be-
 sahe, zum Churfürsten gesagt habe: „Schön,
 sehr schön; aber was kostet das Ew. Durch-
 laucht?“

Nach der Gemäldegallerie und
 dem grünen Gewölbe ist die Bibliothek
 das Merkwürdigste in Dresden, und jeder Reis-
 sende, der einige Ansprüche auf Gelehrsamkeit
 macht, hält es für nothwendig, sie zu besehen,



das heißt, auf die langen Reihen der Bände zu schauen, und auszurufen: was für eine große Büchersammlung! — Unter den griechischen Manuscripten zeigt man eine sehr alte Handschrift einer Tragödie des Euripides, welche der gewesene moskowische Professor Matshäi, auf die Bibliothek verkauft hat. Für dieses und noch einige andre Manuscripte hat er von dem Churfürsten über 1500 Thaler erhalten. Gegen Abend war ich im Zwingergarten, der zwar nicht groß, aber ziemlich artig ist; und darauf hab' ich zu Hause das niedergeschrieben, was ihr jetzt gelesen habt.

Unser Gesandter befindet sich jetzt nicht in Dresden; er ist in's Karlsbad gereiset.

Den 12. Jul.

Heute hab' ich der Messe in der Hofcapelle beygewohnt. Der prächtige Tempel, der rauschende und schöne, von der Orgel begleitete Gesang, die gen Himmel ausgestreckten Arme der Priester, alles dieses erregte in mir einen angenehmen Schauer. Mir schien es, als wär ich in der Versammlung der Engel, und hörte die Stimmen der heiligen Chöre, die den Unausprechlichen priesen. Meine Kniee beugten sich unwillkürlich, ich sank nieder, und betete aus vollem Herzen.

Den 12. Jul. um 10 Uhr in der Nacht.

Nach Tische war ich bey unserm jungen Vornen, wo ich auch den russischen Legationssecretair kennen lernte. Von da gieng ich ein wes



nig in der Stadt herum, und dann in den sogenannten großen Garten. Eine lange Allee führte mich auf eine große Wiese. Hier sah ich zur Linken die Elbe, und eine Kette hoher Berge, die sich auf der einen Seite des Flusses weit in die Ferne erstrecken, und mit Wald bedeckt sind, aus welchem hie und da Dächer und Thurmspitzen hervorblickten. Zur Rechten lagen fruchtbare Felder, und rings um mich her zog sich ein frisches, mit Blumen besetztes, Grün. — Dies herrliche Gemählde ward von den sanften Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet. Ich schaute, und genoß, und — vergoß Thränen der Freude. Liebreiche Natur, zärtliche Mutter! mit welchen unaussprechlichen Freuden erfüllst du das Herz deiner Kinder, wenn sie zu dir kommen, und in deinen Armen Trost suchen! Noch nie hab ich so lebhaft gefühlt, daß wir hier sind, zu genießen und glücklich zu seyn, und



nie ist wohl mein Herz so rein und gut, und so voll Dank gegen den Schöpfer, gewesen, als in diesem Augenblick. Wenn in dem großen All der Schöpfung nichts verlohren geht, so werden auch die Thränen nicht verlohren seyn, die aus meinen Augen auf diese Wiese fielen, und vielleicht tilgen sie einige schwarze Flecken im Buche meines Lebens.

Und ihr, blumenreiche Ufer der Elbe, ihr grüne Wälder und Hügel! ihr sollt auch dann noch von mir gepriesen werden, wenn ich einst, heim gekehrt in mein fernes, nördliches Vaterland, in den Stunden der Einsamkeit, des Vergangenen gedenke.

Leipzig, gedruckt bey Johann Christian Otto.



S

125/180

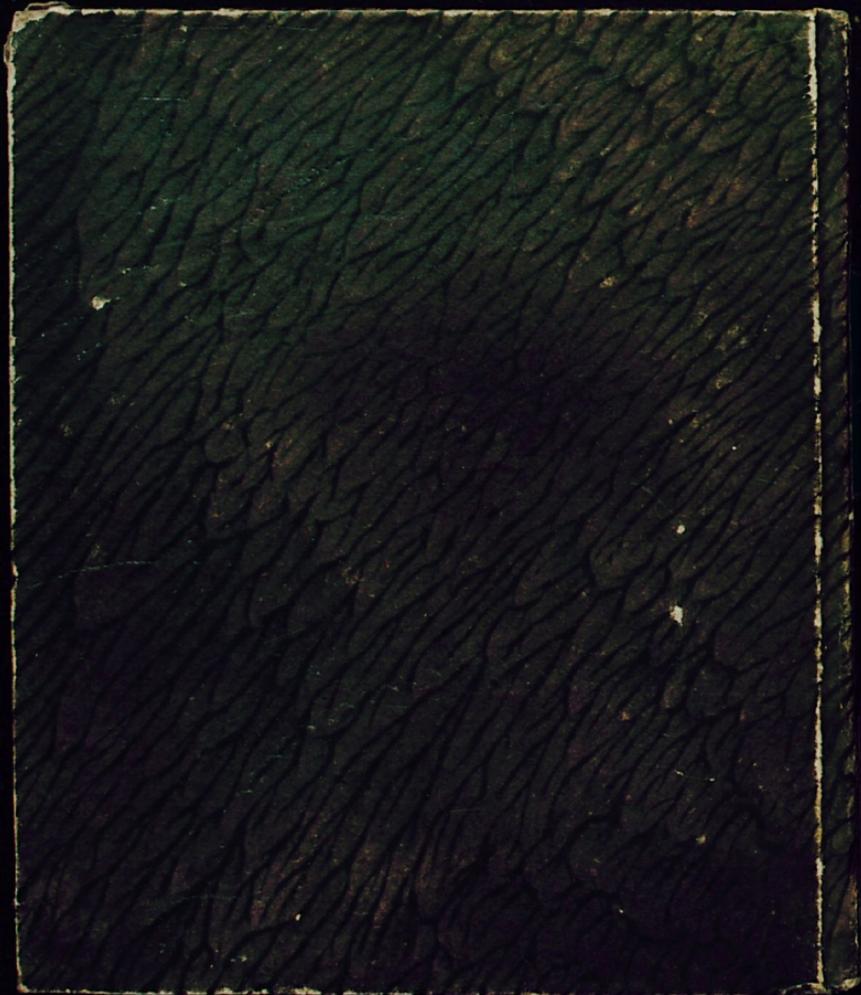
AB 125 180

(1/2.)

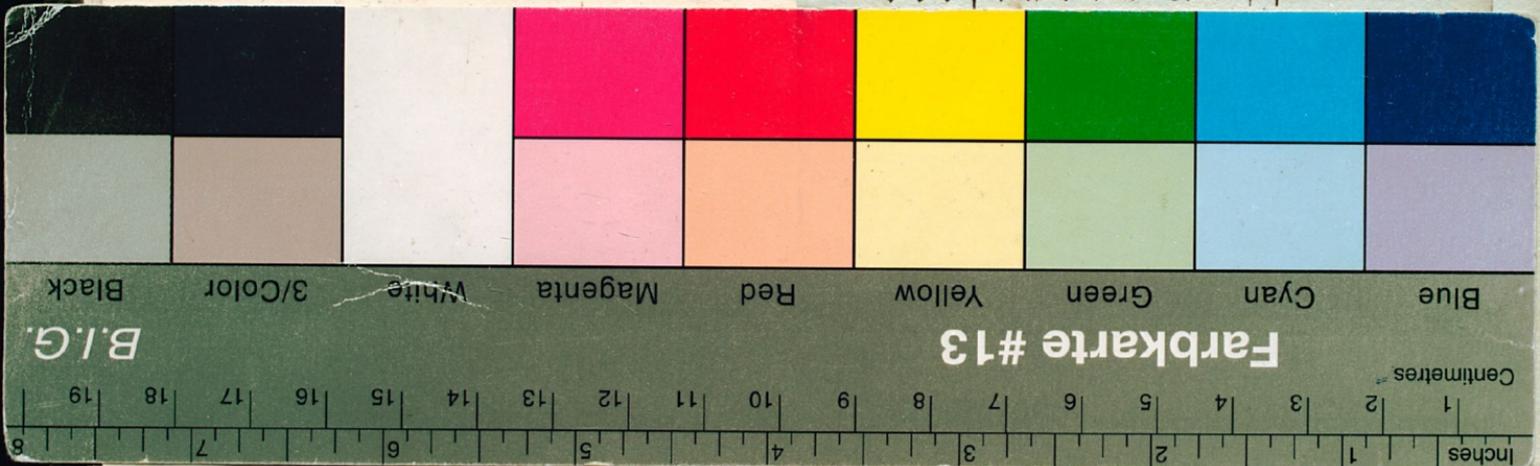
X 2476 955

X





Briefe
eines
reisenden Kuffen.



Leipzig 1800
von Johann Friedrich Hartknoch.

